00:78

P. o. germ. 2069 s
oo

Novelletten.

Nach dem Französischen

von

Wilhelm Wagner. = ad

Frankfurt am Main.
Verlag von Gustav Oehler.
1845.

Novelletten.

Nach dem Französischen

von

Wilhelm Wagner.

Bayerische Staatsbibliothek München

Frankfurt am Main.

Verlag von Gustav Oehler.

1845.

P.o. germ. 2069 s

Bayerische
Staatsbibliothek
München

G79/1015

Inhalt.

Seite
Michel Perrin 1
Melpomene in der Provence 31
Der Pfarrer von St. Agathe 45
Euterpe auf der Reise 56
Mackandal 72
Die vier Nantenser 82
Das Ohrgehänge 89
Der Stern des Geschickes 108
Der Rohrdommel 120
Die Familien-Portraite 141
Eine Scene aus dem Jahr 1789 146
Francesco Ribalta 151
Eine schreckliche Stunde 175
Eine Madonna 185
Giulio 199
Ein ländliches Fest in der Nähe von Paris 215

Druck von Heller und Rohm.

Michel Perrin.

(Nach M. de Bawr.)

Das Wahre erscheint oft unwahrscheinlich.

„Ich muß durchaus an meine Abreise denken. Schon hat sie ihre Uhr verkauft, ohne mir etwas davon zu sagen. Vergeblich arbeitet sie vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein; mit der Nadel in einer schwachen Weiberhand kann man einen Mann nicht ernähren. Schon längst hätte ich an die Abreise denken sollen; aber, du lieber Gott, wo soll man hinreisen, wenn man weder Geld, noch Freunde, oder reiche Verwandte besitzt? Wie soll ich mir in der großen Welt helfen, deren Sitten und Gebräuche mir so wenig bekannt sind, wie einem Kinde, das so eben zur Welt kommt? Und dennoch werde ich, ja, ich muß abreisen, sollte ich auch auf den Landstraßen mein Brod erbetteln; — die Pflicht befiehlt, und ich will ihr Folge leisten."

Dieser Monolog wurde im Jahre VIII der französischen Republik gehalten, und zwar in einem Stübchen, welches in Dijon vielleicht noch heutigen Tages aufzufinden wäre, wofern sich Jemand die

Mühe geben wollte, es auszuforschen. Der Redner und damalige Bewohner dieses Stübchens war ein Pfarrer aus einem Dorfe im Departement Côte-d'Or. Michel Perrin, — so hieß der gute Mann, — hatte als Geistlicher viel Gutes gewirkt, aus frommer Seele viel gebetet und den Garten hinterm Pfarrhause in bester Ordnung gehalten. Nach 22 Jahren einer friedlichen und glücklichen Existenz hatte ihn das Schicksal aus seiner Pfarre gestoßen; flüchtig und seiner Einnahme beraubt, mußte er lange umherirren, um den Verfolgungen, die in jener Zeit so unsinnig wütheten, zu entgehen; Leute, denen er früher Wohlthaten erwiesen, nahmen ihn hülfreich auf und schirmten sein bedrohtes Leben. Seit etwa einem Jahre lebte er nun in Dijon, wo er seine liebe Schwester Magdalena, früher seine Haushälterin, wieder gefunden hatte.

Nach der Vertreibung ihres Bruders war Magdalena traurig, aber voll Vertrauen in Gottes Vorsehung, nach Dijon gegangen, wo sie durch die Empfehlung einiger Bekannten Arbeit zu finden hoffte; denn sie war fleißig und wußte die Nadel wacker zu führen. Auch gelang es ihr bald, das Wenige, was sie bedurfte, zu verdienen. Als jetzt ihr Bruder bei ihr wohnte, welchem sie das eine ihrer Dachstübchen abgetreten hatte, machte sie bald die Erfahrung, daß es leichter sey, einem noch kräftigen Manne für Wohnung, als für Kost zu sorgen.

Oft schien ihr die Zukunft sehr umdüstert, aber

sie hütete sich wohl, es den Pfarrer merken zu lassen, und wenn man hörte, wie sie bei der Arbeit ein altes Kirchenlied sang, wenn man sah, wie sie ein großes Stück Brod und ein Schnittchen Fleisch auf den Tisch brachte, und ihrem Bruder zurief, daß das Essen bereit sey, — so ward man gerührt und mußte sagen: Wie reich ist diese Armuth! Am Tage war Magdalena heiter, aber in der Nacht, wann ihr das Schnarchen des Bruders dessen festen Schlaf versicherte, seufzte sie oft und sprach in ihrem Herzen traurige Worte; auch soll sie sich oft emporgerichtet und weinend auf ihr Lager gesetzt haben. Konnten doch acht Tage von Krankheit oder der Abgang eines ihrer Kunden sie und den Bruder in große Noth versetzen! Sie fühlte, daß sie alt wurde. Ihr Bruder Michel zählte schon fünfzig Jahre und sie war nur zwei jünger; sie fühlte die Abnahme ihres Gesichtes und daß sie bald ohne Brille nicht mehr würde nähen können; sie bemühte sich vergebens, diese düsteren und schmerzlichen Gedanken zu verbannen, und oft begrüßte sie der heitere Strahl der Morgensonne, ohne daß sie die Augen geschlossen hatte.

Michel Perrin hatte den geheimen Kummer seiner Schwester wohl bemerkt, so sehr sie auch bemüht gewesen war, ihn zu verbergen, und hatte sich Mühe gegeben, etwas zu verdienen; aber Magdalena war in dieser Beziehung sehr ehrgeizig und wollte nicht, daß Perrin sich etwas von seiner geistlichen

Würde vergäbe; nur dazu gab sie ihre Einwilligung, daß er im Lateinischen oder Griechischen Unterricht ertheile, — und wo sie einen lehrfähigen Knaben wußte, da ging sie zu den Eltern und sprach von der Nützlichkeit des Studiums der alten Sprachen und von der guten Lehr-Methode ihres Bruders.

Ob nun die Bewohner von Dijon auf die alten Sprachen wenig hielten, oder ob sie in die Fähigkeit eines bejahrten Landpfarrers wenig Vertrauen setzten, — kurz, Magdalena fand keine Gläubigen, und ihr Bruder blieb ohne Scholaren. Die Schwester sagte dann: „Nun, wenn es Ihnen nicht gelegen ist, so wollen wir nicht weiter darüber sprechen; aber mein Bruder ist ein grundgelehrter Mann, darauf können Sie sich verlassen." Mit einem schweren Seufzer begleitete sie die letzten Worte.

In der That war Michel Perrin nicht ohne Kenntniß der alten Sprachen; aus seinem Schiffbruche hatte er nur den Homer und den Tacitus gerettet, und diese treuen Freunde leisteten ihm in der stillen Dachkammer treulich Unterhaltung und trugen seine Seele oft nach Rom und Griechenland hinüber. Er liebte die Einsamkeit, las, betete und hing seinen Träumereien nach. Wann er bei schönem Wetter spazieren ging, so suchte er einsame Pfade auf. Magdalena war seine einzige Gesellschaft, und wie es bei Menschen, die das Schicksal unfreundlich behandelt hat, oft geschieht, so ging es auch bei diesen. Man lebt sich Einer so in den

Andern, daß man von der Welt und von den übrigen Menschen nichts mehr wissen will. Dennoch dachte er nur mit Schmerz an eine Trennung von dieser geliebten Seele; aber es schien ihm doch unvermeidlich, und der Umstand, daß Magdalena ihre Uhr verkaufen mußte, um Geld zu bekommen, brachte seinen Entschluß zur Reife.

Schon war der Tag der Abreise festgesetzt, indem der Nothwendigkeit nachgegeben werden mußte, als eines Morgens Magdalena zu ihm trat, mit einem Gesichte, das etwas ganz Besonderes anzukündigen schien. Sie setzte sich an's Fenster und nahm ihre Arbeit zur Hand, während Michel Perrin am Tische saß und in einem Buche zu lesen schien; aber er las nicht, sondern hielt nur das Buch vor und dachte mit traurigem Herzen an die Zukunft, die seiner wartete, und an die tausend Wechselfälle des Daseyns, denen er entgegen ging. Was sollte er anfangen und wohin sich wenden? —

„Nur Schade, daß Paris so weit entlegen ist," sagte Magdalena für sich, vielleicht ohne zu bemerken, daß sie es laut sagte, worauf der Bruder ihr entgegnete:

„Warum wünschest Du, daß Paris uns näher liege?"

„Ich will Dich nicht stören, mein Freund; denn ich glaube, Du liesest in Deinem Gebetbuch. Es wäre zu weitläufig, was ich Dir zu erzählen hätte."

„O erzähle nur! es hat keine Eile, und ich

kann auch ein anderes Mal in meinen Büchern lesen."

„Es giebt doch Leute in der Welt, denen das Glück ordentlich den Hof macht. So habe ich auch heute wieder ganz seltsame Dinge vernommen."

„Wir sind eben keine Kinder des Glücks, meine liebe Schwester."

„Leider nicht! dagegen geht es Deinem alten Kameraden Eugen Camus desto besser; er hat in Paris sein Glück gemacht, und ist mit einem Amte von 2000 Fr. nach Dijon zurückgekommen."

„Mit 2000 Fr.! Das heißt wirklich Glück haben. Der ist auch durch seine Dummheit fortgekommen. Eugen hat nichts gelernt, besitzt durchaus keinen Kopf und war der faulste Schüler in unserem Collegio zu Juilly."

„Drei Jahre ist es ihm in Paris auch sehr schlecht gegangen, bis der Zufall ihn zu einem gewissen Joseph Fouché führte, der mit ihm bei den Oratorianern seine Studien gemacht hat, und von dem auch Du mir schon oft erzählt hast."

„Joseph Fouché? Wie freut es mich, daß er noch am Leben ist und daß es ihm gut geht! Ja, das ist ein feiner Kopf und hat im College etwas gelernt. Er und ich, wir saßen immer auf den ersten Plätzen, arbeiteten zusammen und waren herzliche Freunde, und wann es zu Prügeleien kam, so konnte sich Fouché auf seinen Michel Perrin verlassen. Ich habe manchen Puff für ihn ausgehal-

ten; denn er war schwächlich von Körper, ich aber war stark und führte einen guten Hieb."

„Dieser Fouché ist nun Minister geworden, ist sehr mächtig, spielt eine große Rolle und hat seine alten Kameraden aus der Schule nicht vergessen. Wo er einem dienen kann, da ist er gleich bereit."

„Ist's möglich! Wenn das wahr wäre, so wüßte ich, was ich thäte; ja, wahrhaftig, meine Schwester, so wäre mir geholfen!"

„Du darfst nicht länger zweifeln, und was ich Dir von Camus erzählt habe, das ist die reine Wahrheit. Ja, wenn Du nur in Paris wärest!"

„Liegt denn Paris am Ende der Welt? Ich will und werde dahin gehen, werde den Joseph Fouché aufsuchen, mit ihm sprechen und ihn an unsere Schulfreundschaft erinnern."

„Eine so lange Reise wolltest Du unternehmen? Nein, nein, das kann ich nicht zugeben; der Weg ist gar zu weit, und Du bist doch kein junger Mensch mehr, den man in die weite Welt schicken kann."

„Höre, Magdalena" (hier rückte er näher zu seiner Schwester) „ich habe mich entschlossen, von hier weg zu gehen, wohin es auch seyn möge."

„Du willst weggehen, willst mich verlassen?"

„Das will ich, und fest steht der Entschluß bei mir. Wäre es nicht unrecht, wenn ich länger ein Stückchen Brod mit Dir theilen wollte, dessen Erwerbung Dir so schwer fällt? Sind meine Arme

so schwach geworden, daß sie nicht mehr arbeiten können? Und habe ich nicht alle Hoffnung, in der Hauptstadt mein Glück zu machen? Wer gewinnen will, der muß wagen."

Magdalena schluchzte und sprach: „Mit zwei oder drei Thalern darfst Du mir nicht auf die Reise gehen."

„Und warum nicht? Hast Du denn alles Vertrauen zu Gott verloren? Mir sagt die Ahnung meines Herzens, daß ich meinem Glücke entgegen gehe, und daß ich Dir in meinen ersten Briefen fröhliche Botschaft senden werde. Sey doch guten Muthes und vergiß nicht, daß Gottes Hülfe am nächsten, wo die Noth am größten ist."

Das waren die letzten Worte des Pfarrers.

Michel Perrin war so voll Vertrauen und voll fester Ueberzeugung, daß auch Magdalena von ihm fortgezogen wurde. Die Hoffnung täuscht uns ja so leicht, und die Menschen glauben immer, was sie wünschen. Michel aber meinte, ihm würde es nicht fehlen, seinen Unterhalt zu gewinnen, und es wäre am Ende doch keine Schande, einen Commissionär abzugeben, oder selbst Holz zu spalten, wofern es nur die gute Schwester nicht sehen könnte.

Nach zwei Tagen schnürte die gute Schwester dem Reisenden ein Bündelchen, das er an einem Stocke über die Schulter tragen sollte, gab ihm eine wohlversiegelte Geldrolle mit acht Thalern, wie sie sagte, und wünschte ihm Gottes Segen. Beide hielten sich

lange umarmt, weinten Thränen der innigsten Rührung und rissen sich endlich mit blutendem Herzen auseinander.

Am ersten Tage legte der Pfarrer zehn Stunden Weges zurück; theils war es die Ungeduld, die ihn forttrieb, theils der Wunsch, so wenig Geld zu verzehren, als nur immer möglich. Nachdem das kleine Geld in seinem Beutel ausgegeben war, öffnete er die versiegelte Rolle und fand außer den acht Thalern noch drei Goldstücke darin. Eine Thräne der Rührung glänzte in seinen Augen. Magdalena hatte dieses Geld leihen müssen, und wie viele Nächte der Arbeit würde es sie kosten, um die Schuld wieder abzutragen. Der Bruder beschloß, es nicht auszugeben, sondern mit nächster Gelegenheit nach Dijon zurückzusenden.

Kaum hatte er sich in der Hauptstadt ein ärmliches Quartier gemiethet, als er nichts versäumte, um die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Da er seit langen Jahren sich um das Treiben der großen Welt so viel als gar nicht bekümmert und nur Dasjenige erfahren hatte, was in seinem Dorfe oder in dessen Umgebung vorging, so war er ein Fremdling unter den Menschen. Von seinem Hauswirthe hörte er, daß Joseph Fouché Polizeiminister geworden sey, und daß er wöchentlich einmal offene Audienz gebe, bei welcher Jedermann zugelassen würde, der sich vorher schriftlich an ihn gewendet habe.

Michel Perrin setzte sogleich folgende Zeilen auf:

„Michel Perrin bittet seinen alten Schulkameraden Joseph Fouché, ihn sobald als möglich vorzulassen. Er wohnt im Wirthshaus zur Sonne, in der Straße Mouffetard."

„Valet et me ama." (Lebe wohl und liebe mich.)

Dieses lakonische Briefchen legte er seinem Wirthe, der sich für ihn zu interessiren schien, vor, und dieser meinte, es sey nicht übel geschrieben, und habe besonders den Vorzug der Kürze; übrigens könne er noch darüber setzen: „An den Bürger-Minister Joseph Fouché," — und darunter: „Achtungsvoll grüßt u. s. w." Die republikanischen Minister seyen nicht minder ehrgeizig als die Minister des alten Regimes, sie wohnten in schönen Palästen und hätten eine Menge Diener und Schmeichler um sich; sie ließen sich den Bürgertitel geben, um sich bei'm Volke beliebt zu machen, aber der Titel eines gnädigen Herrn würde ihnen doch noch lieber seyn; der Ehrgeiz wohne in einer Republik nicht minder, als in einer Monarchie.

Michel Perrin befolgte den guten Rath.

Als er eine Woche lang ohne Antwort blieb, fragte er seinen Hauswirth, ob die Minister auch manchmal die an sie gerichteten Briefe unbeantwortet ließen, und dieser bejahte es und wußte eine Menge von Beispielen zu citiren.

Da ließ er beinahe alle Hoffnung fahren, und überlegte schon, wie er jetzt sein Brod verdienen wollte, sey es auch im Schweiße seines Angesichtes, als der Portier ihm eines Abends einen Brief über-

gab; wie schlug das Herz des armen Mannes! Mit zitternden Händen entsiegelte er das Schreiben, näherte sich dem Lichte des Portiers und las folgende Worte, die mit goldenen Buchstaben geschrieben schienen:

„Der Polizei-Minister Joseph Fouché wird nächsten Donnerstag um ein Uhr den Bürger Michel Perrin bei sich empfangen."

Man denke sich die Freude des guten Pfarrers! Er kam eben von einem Spaziergange zurück, hatte die Straßen von Paris durchlaufen, die Tausende von Menschen überzählt, und keinen gefunden, der ihm eine Freundeshand gereicht hätte: voll Traurigkeit und ganz im Gefühle seiner Armuth, niedergedrückt von dem Gedanken an seine Schwester, war er heimgekehrt. — Und jetzt zeigte sich ihm eine heitere Aussicht; ein mächtiger, hochstehender Mann erinnerte sich seiner und wollte ihn bei sich empfangen. Wie glücklich war Perrin! Noch an demselben Abend schrieb er einen Brief voll Jubel und Hoffnung an seine Schwester, und meldete ihr, daß der Minister sich seiner erinnerte, und daß er nächsten Donnerstag eine Audienz bei ihm haben würde.

Der bestimmte Tag erschien, und schon eine Stunde vor der festgesetzten Zeit befand er sich in dem Hôtel des Ministers. Während er auf einem Bänkchen saß und wartete, besann er sich auf eine passende Anrede, und suchte jener Schüchternheit Meister zu werden, welche denjenigen anhängt, die lange außer allem Verkehr mit der Welt ihre Tage verlebt ha-

ben. Er dachte an jene glückliche Zeit im Collegio und suchte aus dem Buche seiner Erinnerung sich Muth für die Gegenwart zu schöpfen. Da wurde er endlich gerufen.

Fouché war allein in seinem Cabinet, und vor ihm auf dem Pulte lagen viele Papiere und Schreibereien. Kaum hatte er sich nach dem Eintretenden gewendet und die kleinen rothen Augen auf ihn gerichtet, als sein Gesicht einen lächelnden Ausdruck annahm, und er also sprach:

„Du hättest Dich wahrhaftig nicht erst ankündigen dürfen. Ich hätte Dich auf den ersten Blick erkannt, wenn ich Dir auf der Straße begegnet wäre."

Bei dieser freundlichen Anrede fand Michel Perrin sogleich den Muth wieder, den er schon verloren hatte, und antwortete:

„Auch Sie, Bürger-Minister, haben sich so wenig verändert, daß ich mich lebhaft in jene Zeit versetzt glaube, wo der Pater Viel uns das Pensum aufgab." Bei diesen Worten drückte er ihm herzlich die dargebotene Hand.

Auf dem Gesichte des Ministers lag ein Ausdruck von Empfindung, der ihm sonst nicht eigen zu seyn pflegte, vielleicht wälzte die Erinnerung an die glückliche Jugendzeit die Last der ernsten Gegenwart von Fouché's Schultern, und führte den Deputirten der Convention in die friedlichen Räume des Collegiums zu Juilly zurück.

„Setze Dich hierher, mein alter Freund, und sage mir einmal, was aus Dir geworden ist seit jener Zeit, da wir uns zum Letztenmale sahen. Zwischen damals und jetzt liegt manches schöne Jährchen, und die Zeit enteilt auf Flügelschritten. Wir sind beide älter geworden, mein lieber Freund! Das ist so die Geschichte des Lebens."

„Ein paar Jahre ist mein Leben sehr glücklich gewesen. Nach meiner Einkleidung zum geistlichen Stande ward ich Pfarrer in einem der schönsten Dörfer von Burgund."

„Der Stand des Pfarrers hat in unsern Tagen wenig Annehmlichkeiten," bemerkte Fouché.

„Ja wohl, und auch ich kann ihn nicht rühmen. Ich wurde von Haus und Hof gejagt, verhöhnt und verfolgt, man ließ mir nichts, wohin ich mein Haupt legen konnte; ich mußte von der Barmherzigkeit der Menschen leben."

„Aber warum hast Du Dich nicht bemüht, Deinen Zustand zu verbessern? Warum hast Du Dich nicht gerührt, wie sich's gehört?"

„Wie hätte ich mich rühren können? Lange Zeit mußte ich mich in den Hütten und den Scheunen der Bauern verbergen; ich war verdächtig — Warum? Das weiß ich selber nicht. Mein Leben war bedroht; — was konnte ich anfangen in solcher Lage? Rühre sich Einer, wann ihm das Messer an der Gurgel steht!"

„Aber Du hättest in ein anderes Departement

gehen sollen, und als keine Gefahr mehr für Deinen Kopf war, da hättest Du an Deine Börse denken müssen."

„Ich habe oft an sie gedacht, und ein armer Teufel macht sich überhaupt mehr Gedanken und Sorgen, als Homer deren gehabt hat, um sein Ilias oder Odyssée zu schreiben. Aber wann Einer Unglück haben soll, so hilft alles Denken nichts."

„Du hast also zu nichts kommen können?"

„Zu gar nichts! Aber nach Paris bin ich gekommen!" Bei diesen Worten heftete er einen prüfenden Blick, welcher ein ganzes Capitel von Empfindungen aussprach, auf seinen Schulkameraden, und Fouché lächelte und fragte: „Hast Du gewußt, daß ich Minister geworden bin?"

„Allerdings!"

„Und da hast Du sogleich auf mich gerechnet, nicht wahr?" antwortete Fouché, mit jener wohlwollenden Zuneigung, welche man guten Menschen nie verweigern kann.

„Ja, ich habe auf Sie gerechnet, nächst Gott allein auf Sie. Sie nur können mir helfen und ich bin zu jeder Art von Arbeit bereit; im Unglücke macht man keine großen Ansprüche. Beschäftigen Sie mich, wie Sie wollen, und stellen Sie mich hin, wie es Ihnen gefällt, ich werde Alles thun, um zu leben und um Sie zufrieden zu stellen."

„Du willst Alles thun, und würdest vielleicht auch eine Anstellung in meinem Ministerium nicht ablehnen."

„Ob ich sie ablehnen werde!" rief Michel Perrin, mit Augen, die von Freude strahlten, — „ich habe so viel erlitten, daß ich endlich einmal wieder Ruhe finden möchte."

„Bei uns, mein alter Freund, kannst Du mehr Geld verdienen, als Dir Deine Pfarrei je eingetragen hat; wir haben wichtige Geschäfte und bezahlen unsere Leute gut."

„Ist's möglich!"

„Allerdings! Leute, die mit einem so treuherzigen Gesicht so viel Verstand vereinigen und die so zum Herzen zu reden verstehen, wie Du, sind selten. Du bist ein Mann für uns, und sollst es gut haben." Bei diesen Worten sah ihn der Polizei-Minister mit einem scharfen und durchdringenden Blick an.

„Ja, wenn man durch eine gute Schule gegangen ist, so bleibt immer etwas hängen. Ich freue mich, daß Sie so viel Zutrauen in mich setzen."

„Auch darf ich Dir mein ganzes Vertrauen schenken, während manche Andere — Du verstehst mich?"

Hier öffnete sich die Thüre des Cabinets und ein Huissier brachte die Meldung, daß der erste Consul Bonaparte den Polizei-Minister auf der Stelle zu sprechen wünsche. — Hastig packte Fouché einige Briefe zusammen, und bewies, daß hier keine Minute zu verlieren sey. Bonaparte war nicht der Mann, den man lange warten lassen durfte.

Als der Pfarrer bemerkte, daß Fouché sich entfernen wollte, ohne ihm eine bestimmte Antwort ge-

geben zu haben, rief er schnell: „Wie sieht es mit meiner Angelegenheit aus?"

„Da nimm dieses Papier!" — rief der Minister, und schrieb in größter Eile ein paar Worte auf einen Zettel, mit der Andeutung, daß er denselben zu Desmarest, dem Chef der Division, tragen solle. Mit Blitzesschnelle verließ er das Zimmer, und fast in demselben Augenblicke hörte man einen Wagen über das Steinpflaster des Hofes rollen.

Kaum hatte sich Michel Perrin die Zeit genommen, das Blättchen zu lesen, auf welchem geschrieben stand: „Desmarest wird den Ueberbringer dieser Zeilen anstellen und ihn gut bezahlen," als er sich auf den Weg machte. In Folge der lakonischen Anweisung des Ministers öffneten sich ihm alle Thüren und er wurde zu Desmarest geführt.

Der Bürger Desmarest imponirte unserm guten Michel Perrin weit mehr, als Fouché selber, in welchem er mehr den Schulkameraden, als den gewaltigen Minister gesehen hatte. Desmarest fragte, ob er Michel Perrin heiße?

„Das ist mein Name, Bürger."

„Und Sie kommen so eben vom Minister?"

„So eben! Wir haben eine starke halbe Stunde miteinander geredet und uns viel zu erzählen gehabt; denn wir sind alte und gute Schulkameraden."

„So nehmen Sie denn Platz, Bürger Perrin! Der Minister wünscht, daß Sie unmittelbar mit ihm, oder mit mir in Geschäftsverbindung treten

sollen. Wenn er Ihnen nichts Bestimmtes gesagt hat, so haben Sie vorläufig mit mir zu thun."

„Wann soll ich meinen Dienst anfangen?"

„So bald als möglich. Da der Minister Ihnen einen bedeutenden Gehalt angewiesen hat, so setzt er wahrscheinlich großes Vertrauen in Sie und erwartet wichtige Dienste."

„Für meinen Eifer stehe ich Ihnen, und was meine Brauchbarkeit betrifft, so wird sich das schon geben; ich bin nicht auf den Kopf gefallen, und lernen läßt sich Alles."

„Schon gut, schon gut! Ich zweifle selber nicht daran; denn sie sind von Fouché empfohlen worden, und der weiß seine Leute zu taxiren. Sie erhalten täglich zwanzig Francs; ich trage Sie in meinen Listen ein und von heute beginnt Ihr Dienst. Wir handeln gerne rasch."

Bei den letzten Worten Desmarest's konnte Michel Perrin den lauten Ausbruch seiner Freude kaum unterdrücken; er sagte: „Ich erwarte mit Ungeduld den Augenblick, wo ich meinem Freunde Joseph und Ihnen durch die That werde beweisen können, wie dankbar ich bin. Wollen Sie mir gütigst andeuten, wo und auf welche Weise es mir möglich seyn wird."

„Für heute habe ich Ihnen keine bestimmten Befehle zu geben; verfahren Sie ganz nach eigener Willkür; durchlaufen Sie die Straßen von Paris, verweilen Sie auf den öffentlichen Plätzen, speisen

Sie bei den besten Restaurateurs, besuchen Sie die Kaffeehäuser und haben Sie auf Alles ein aufmerksames Auge."

„Die besten Restaurateurs werde ich wenig besuchen; sie sind hier in Paris gar zu theuer."

„Ich verstehe. Sie werden einige Schulden zu bezahlen haben, und solche Dinge dürfen Sie nicht stören. Zu unseren Geschäften braucht man einen freien Geist. Ich will Ihnen vierzehn Tage Ihres Gehaltes voraus bezahlen lassen und hoffe, daß Ihnen die Summe vorläufig genügen wird; später dürfen Sie sich weiter an uns wenden."

„Das Geld würde mir für lange Zeit genügen. Aber ich habe ja noch gar nichts für Sie gethan. Ihre Güte setzt mich in Verlegenheit."

„Ei was! Wir knausern mit dem Gelde nicht und pflegen en gros zu handeln. Der Minister würde es sehr ungerne sehen, wenn Sie die Garküchen besuchen wollten, wo man nur Handlanger und Schneidergesellen füttert."

Michel Perrin glaubte zu träumen; das liebenswürdige Betragen eines so vornehmen Mannes überraschte ihn im höchsten Grade; er wußte keine Worte zu finden, um seine Dankbarkeit auszudrücken. Desmarest schrieb ihm indessen eine Anweisung für den Cassirer und entließ ihn mit den Worten: „Wenn nichts Wichtiges vorfällt, so kommen Sie erst nächsten Montag wieder zu mir. Das Weitere wird sich finden."

Nachdem Perrin die 280 Fr. in Empfang genommen hatte, war sein erster Gedanke ein Ausdruck des Dankes gegen Gott, welcher ihn so wunderbar aus großer Noth errettet hatte, und dann setzte er sich nieder und schrieb einen vier Seiten langen Brief an seine gute Schwester in Dijon, in welchem er die ganze Wonne seines Herzens auf rührende Weise aussprach. Die Hälfte des erhaltenen Geldes legte er dem Briefe bei und trug ihn auf die Post.

Darauf war es ihm so leicht zu Muthe und eine Centnerlast war von seiner Brust gewälzt; er dachte: bis zum nächsten Montag bleiben mir ja vier volle Tage; ich will mir einmal gütlich thun, mir die gute Stadt Paris besehen und ein Gläschen auf das Wohlseyn meines lieben Schulkameraden trinken. Ich bin unter herzensgute Leute gerathen, mit denen ich gewiß recht gut auskommen werde.

Paris erschien ihm kurz zuvor so kalt und liebeleer; er hatte sich über die schmutzigen Straßen, über das unangenehme Clima, über das Gewühl der Menschen geärgert und nach der Stille seines Kämmerchens in Dijon zurückgesehnt. Jetzt war Alles umgewandelt. Er bewunderte die Pracht und Größe der Paläste, die Eleganz der Equipagen, das großartige Leben auf den öffentlichen Plätzen, den schönen Garten der Tuilerien, die herrlichen Boulevards und die geschmackvolle Einrichtung der Kaffeehäuser. Es ging unserm Freunde, wie es uns Allen

geht. Wir sehen die Dinge in der Welt ganz anders an, je nachdem wir einen vollen oder einen leeren Geldbeutel in der Tasche haben; das Geld ist ein Zauberer, der den Menschenfeind in die beste Laune versetzen, den Murrkopf erheitern und den Schwermüthigen zum Allegro stimmen kann; es ist allmächtig, allgewaltig und seine Zauberkraft preisen alle Völker und alle Zeiten.

Der Boulevard wurde seine Lieblingspromenade. Das immer wechselnde Schauspiel zog ihn mächtig an. Bald belustigte ihn der Marktschreier, bald blieb er vor dem Polichinell stehen; bald besah er sich die glänzenden Kaufläden und bald die stolzen Paläste; bald trat er in ein hellerleuchtetes Kaffeehaus und bald ergötzten ihn die schönen Damen unter den weißen Schleiern; er frühstückte gut und speis'te gut zu Mittag, und das waren Lebensgenüsse, die er beinahe ganz verlernt hatte; kurz, ihm fehlte gar nichts, als etwa die Schwester Magdalena, an die er oft und mit Rührung dachte. „Wenn ich meiner Schwester schreiben wollte, wie schön es in Paris ist, so würde sie mir es nicht glauben. O, wenn sie doch bei mir wäre!"

Unterdessen waren die vier Tage vergangen. Michel Perrin dachte: „Womit wird man mich wohl beschäftigen? Werde ich wohl den Anforderungen Desmarest's genügen können? Werde ich vielleicht gar untauglich befunden und wieder entlassen werden? Meine Kenntniß der alten Sprachen

kann ich vielleicht gar nicht brauchen? Ich habe es nie mehr gefühlt, als gerade jetzt, daß ich doch eigentlich ein Fremdling in der großen Welt bin. Indessen — nur auf Gott vertraut!"

Montags in aller Frühe machte er sich auf den Weg zu Desmarest.

Als Michel in Desmarest's Cabinet trat, empfing ihn dieser mit den Worten: „Ach Sie sind es, Bürger Perrin! Da suche ich ein Papier, das ich nicht finden kann. Was haben Sie dieser Tage ausgerichtet?"

„Ich habe die ganze Stadt durchlaufen, so munter, als ob ich erst zwanzig Jahre alt wäre."

„Der Teufel scheint hier die Hand im Spiele zu haben," sagte Desmarest, indem er weiter suchte — „haben Sie Alles in Paris ruhig gefunden?"

„Vollkommen ruhig, und mir ist es vorgekommen, als ob alle Leute, so wie ich, ihren Vergnügungen nachgingen."

„Indessen fehlt es uns an Mißvergnügten keineswegs. Sollte ich das Papier vielleicht mit nach Hause genommen haben?"

„Ja wohl, es giebt überall mißvergnügte Menschen; auch ich habe gestern auf den Boulevards einen solchen gefunden."

„Erzählen Sie nur weiter. — Weiß der Teufel, wo das Papier hingekommen ist! — Was war das für ein Mensch, von dem Sie mir erzählen wollen?"

„Es war ein alter Leibgardist des Grafen von Artois, etwa in meinem Alter.“

„Da ist endlich das verwünschte Papier, nach welchem ich seit einer Stunde vergeblich gesucht habe. Jetzt erzählen Sie mir weiter, was Sie von Ihrem Leibgardisten wissen?“

„Er hat mir seine ganze Geschichte erzählt.“

„Das heißt das Herz auf der Zunge tragen.“

„Warum hätte er nicht offen gegen mich seyn sollen, da ich ihm ja auch erzählt habe, daß ich früher Pfarrer gewesen bin.“

„Das haben Sie ihm gesagt?“ Desmarest lachte. „Indessen wundert es mich nicht, und ich habe es, als ich Sie zum Erstenmale sah, auf den ersten Blick errathen. Den gewesenen Landpfarrer sieht man Ihnen deutlich genug an.“

„Leider!“ entgegnete seufzend Michel, „habe ich es in der Verstellung nie weit bringen können, und hierin liegt vielleicht auch die Ursache, daß es mir immer so schlimm gegangen ist. Die Welt will betrogen seyn, sagt das alte Sprüchwort.“

„Haben Sie keine weitere Zusammenkunft mit dem Leibgardisten verabredet? Ihr Beiden scheint zusammen zu passen?“

„Wir werden eine Parthie Schach auf dem türkischen Kaffeehause mit einander spielen, wenn meine Zeit es mir erlauben wird; aber Geschäfte gehen vor, und ich erwarte, auf die meinigen von Ihnen angewiesen zu werden.“

„Für heute habe ich Ihnen keinen besondern Auftrag zu geben; setzen Sie Ihre Wanderung durch Paris fort, beobachten Sie Alles genau und kommen Sie nächsten Donnerstag wieder, Sie haben mir alsdann mehr und Wichtigeres zu erzählen als heute."

Als sich Perrin entfernte, rief Desmarest einem der Polizeidiener, die im Vorgemache saßen, und gab ihm die Weisung, den so eben abgegangenen Mann im braunen Ueberrocke genau zu beobachten und Rapport abzustatten. Der Ex-Pfarrer begriff nicht, wie er mit seinen Wohlthätern daran war. „Was sie nur mit mir vorhaben? Sind sie vielleicht noch unentschieden, wohin sie mich placiren sollen? Ich soll Paris durchlaufen, alle öffentlichen Plätze durchwandern, bei guten Restaurateurs speisen, Alles beobachten? Desmarest erwartet, daß ich ihm nächsten Donnerstag Wichtiges zu erzählen haben werde. Was wird er eigentlich wissen wollen? Ob Paris ruhig ist, wie er mich fragte? Und warum nicht? Die Leute sehen ja alle so lustig und vergnügt aus; Alles lebt und webt in der großen Stadt; tausend Kräfte sind angeregt und beschäftigt; — was für Grund wäre hier zur Unzufriedenheit? — Ja, — jetzt merke ich, woran ich bin. Mein guter Schulkamerad Fouché will mir gerne unter die Arme greifen. Da aber im Augenblick wahrscheinlich kein Posten frei ist, so läßt er mich einstweilen spazieren gehen und zahlt mir täglich 20 Franken. Um aber der Sache doch ein Mäntelchen umzuhängen, so stellt

sich der Bürger Desmarest, als ob er von mir wichtige Mittheilungen erwarte. Was kann ich ihm mittheilen? Daß der Polichinell auf dem italienischen Boulevard mir sehr viel Spaß macht, daß man bei Severin Lepont herrlich zu Mittag speist und daß — doch was kann das Alles den Divisionschef interessiren? — Nein, nein! — so darf es nicht fortgehen. Ich mag durch Nichtsthun nicht reich werden. Nächsten Donnerstag wollen wir diese Angelegenheit in's Reine bringen." —

Mit solcherlei Betrachtungen beschäftigt, schlenderte Michel Perrin seines Weges weiter, dachte an die gute Magdalena in Dijon und an das Glück einer sorgenfreien Existenz und beruhigte sich bei dem Gedanken, daß er ja von einem alten Schulkameraden diese Liebesdienste empfing und sie demnach vorläufig, ohne zu erröthen, ruhig hinnehmen dürfe. „Ich würde," — sagte er zu sich selbst — „an Fouché's Stelle gegen meine Jugendfreunde eben so handeln, wie er gegen mich handelt. Was soll ich mich meiner Armuth schämen, da ich sie ja nicht verschuldet habe? Also nur guten Muthes! — Gott ist der Vater aller Menschen, — auch der meinige. In seine Obhut empfehle ich meine Seele!"

Als unser Held am bestimmten Donnerstage wieder bei Desmarest erschien, so wußte dieser fast besser, als er selbst, was er getrieben und wo er sich herumgetrieben hatte, und er sagte: „Nun, mein Freund, wie haben Sie denn Ihren gestrigen Tag verlebt?"

Diesmal war er doch ein wenig verwundert über den lebhaften Antheil, welchen Desmarest an seiner Lebensweise nahm und er antwortete mit einiger Verlegenheit: „Ich habe gestern getrieben, was ich alle Tage treibe, und was sollte ich anders thun? Morgens bin ich im Garten der Tuilerien und Abends auf dem Boulevard spazieren gegangen.“

„Und was haben Sie denn beobachtet?“

„Nicht viel Neues mehr; denn schon sind mir diese Orte so bekannt, wie meine Rocktasche.“

Desmarest dachte bei sich: Entweder ist dieser Mensch ein Narr, oder ein Einfaltspinsel, — und dann fragte er weiter: „Sagen Sie mir doch einmal, Bürger Perrin, wo haben Sie gestern zu Mittag gespeist?“

„Bei einem Restaurateur im Palais-Royal,“ entgegnete Michel Perrin, dem dieses Verhör immer auffallender zu werden schien.

„Und dann?“

„Dann habe ich im Café du Gaveau eine Tasse Schwarz getrunken.“

„Und während sie diese Tasse Schwarz tranken, was ist um Sie her vorgegangen, wenn ich bitten darf?“

„Ich wüßte nicht was.“

„Haben Sie die drei jungen Leute nicht bemerkt, welche am benachbarten Tische saßen und sich lebhaft mit einander unterhielten?“

„Warten Sie. Ja, ganz richtig, ich erinnere mich.

Neben mir saßen drei oder auch vier junge Leute, die eine Bowle Punsch tranken."

„Und diese Leute stießen Worte der Lästerung, ja sogar der Drohung gegen den ersten Consul aus. Wo haben Sie Ihre Ohren gehabt, Bürger Perrin?"

„Als ich bemerkte, daß die jungen Leute in einiger Verlegenheit schienen und leise sprachen, wann ich mich nach ihnen wendete, so hielt ich es für anständig und für meine Schuldigkeit, sie nicht zu stören, und nahm an einem entfernteren Tische Platz."

„Bei meiner Treu'! das ist zu stark. Was für ein Amt glauben Sie denn zu haben, und wozu bezahlt man Ihnen täglich zwanzig Francs?"

„Das habe ich eben wissen wollen, und verlange jetzt von Ihnen eine bestimmte Antwort darüber."

„Zum Teufel! Sie sind ein Polizei-Spion."

„Ein Mouchard?"

„Ja, ein Mouchard."

Bei diesem Worte wurde der gute Pfarrer erst feuerroth, und dann blitzte heftiger Zorn aus seinen Augen. Ungestüm verließ er das Zimmer und warf die Thüre hinter sich zu.

Er lief nach dem Cabinet des Ministers und verlangte, eingelassen zu werden. Man lachte ihm in's Gesicht und einer der Häscher sagte, daß der Minister ausgegangen wäre.

„So werde ich auf ihn warten, den ganzen Tag werde ich auf ihn warten; ich muß ihn sprechen."

„So warten Sie auf der Gasse," gab man

ihm barsch zur Antwort; „hier ist kein Ort zum Warten."

„Das werde ich thun!" Er entfernte sich. Als er über den Hof schritt, stieg der Minister eben aus seinem Wagen.

Perrin erhielt die Erlaubniß, ihm zu folgen.

Als sie allein waren, fragte Fouché: „Nun hast Du eine Verschwörung entdeckt, bist ja ganz außer Dir?"

„Ich habe entdeckt, daß Sie mit mir Ihr Spiel getrieben haben. Sehen Sie, Bürger Fouché, ich bin nur ein armer Teufel, ein vertriebener Dorfpfarrer, ein unglücklicher Mensch; Sie dagegen sind ein mächtiger Minister, ein gefürchteter, ein großer Mann, und doch möchte ich jetzt nicht so vor Ihnen stehen, wie Sie vor mir. Ich habe ein reines Gewissen, ein einfältiges und leichtgläubiges Herz. Sie lachen über mich, aber ich möchte weinen über Sie. Sie sind nicht mehr, was Sie damals waren, als wir noch auf den Bänken des Oratoriums neben einander saßen. Ihre Wohlthaten brennen auf der Seele; Ihr Gold ist ärmer, als die Bettelpfennige meiner Schwester. Ich sage mich los von Ihrer Freundschaft."

Fouché hörte diese Worte und verstand sie nicht recht; er faßte seinen Schulkameraden schärfer in's Auge; dieser aber fuhr fort: „Sie haben keine Achtung gehabt vor den schönen Erinnerungen aus unserer Kindheit und haben mich zu einem elenden Spion erniedrigen wollen."

„Du bist ein einfältiger Mensch.“

„Ja wohl, ein einfältiger Mensch, nicht klug genug, um Ihre Klugheit zu verstehen. Pfui über jeden Spion! Lieber der niedrigste Bettler, als der höchste Mouchard! Welch ein erbärmliches Handwerk; o, daß ich so einfältig seyn konnte! Und nun kann ich Ihnen Ihr Geld nicht wiedergeben, und die gute Magdalena weiß nicht, welches Gift sie in Händen hält!“

„Einfaltspinsel! wer verlangt den Bettel zurück? Und Du ahnest erst jetzt, welches Aemtchen ich Dir zugedacht habe?“

„Man hat es mir gesagt; ich hätte es vielleicht nie geahnet. Die Guten verstehen die Bösen nicht.“

„Du kamst als ein armer Teufel zu mir und sagtest: ich will Alles thun, um nicht Hungers zu sterben. — Ich habe Dich dem Hungertode entrissen, und Du wagst es, mir darüber zu zürnen? Ein Glück für Dich, daß ich gerade bei guter Laune bin.“

Der Pfarrer erhob hier sein Haupt, welches Unglück und Kummer gebleicht hatten, und rief mit jener hohen Würde, die uns die Tugend giebt, mit jenem edlen Stolze der Redlichkeit, die nie erröthet: „Ich war ein Bettler; der Herr hat so gewollt. Ich hätte die Dienste eines Knechtes bei Ihnen gethan und gerne mein Brod gegessen im Schweiße meines Angesichtes; Niedrigkeit ist keine Schande, aber Erniedrigung ist eine Schmach. Ich sage mich von je-

der Dankbarkeit gegen Sie los, da Sie mich entehren wollten."

Die Tugend ergreift oft mächtig. — Fouché wurde ernsthaft, näherte sich seinem Schulkameraden mit sichtlicher Rührung, faßte ihn bei der Hand und sagte mild: „Wir haben uns mißverstanden und werden uns auch nie verstehen; wir passen für einander nicht. Kopf und Herz sind feindliche Brüder. Ich will Dir vergeben, was ich so eben von Dir hören mußte, und will Dir eine gute Nachricht mittheilen. Der erste Consul hat mit dem Papste ein Concordat geschlossen und der Cultus ist wieder hergestellt. Du sollst Deine Pfarrei wieder haben, dafür werde ich sorgen. Das Pflaster von Paris ist für Dich zu glatt; ich könnte hier für Dich nichts weiter thun. In der Welt steht Jeder an seiner Stelle; es muß Spione geben und auch ehrliche Landpfarrer; Du gehörst zu den Letzteren. Gehe nun mit Gott und nimm dies Reisegeld."

„Nein, nein, behalten Sie Ihr Geld!"

„Guter Mensch, dies Geld darfst Du nehmen und brauchst mir keine Dienste dafür zu thun; nicht der Minister, sondern der Schulkamerad schenkt es Dir. Reise mit Gott und lebe wohl!"

Michel Perrin verließ die Hauptstadt, und ein freudiger Seufzer entstieg seiner Brust, als er im Freien war.

Ein Jahr später war er wieder im Besitz seiner kleinen Pfarre und Magdalena war seine Haus-

hälterin wie früher. Mit Stolz bemerkte sie, wie die Bauern ehrfurchtsvoll ihre Mützen abzogen, wann ihnen der Bruder auf der Straße begegnete; er aber dachte: Die guten Leute! Sie wissen nicht, daß ich acht Tage lang Spion gewesen bin. Worte des Glaubens flossen von seinen Lippen und er war ein Vater aller Wittwen und Waisen. — Ruhe seiner Asche! —

Melpomene in der Provence.

(Nach Armand de Pontmartin.)

Die Ankunft der Dem. Rachel in der Provence ist durch eine Episode bezeichnet, welche erzählt zu werden verdient, wäre es auch nur, um der kommenden Zeit eine Erinnerung mehr an Hermione und Roxane zu hinterlassen. Dem. Rachel befand sich zu Lyon und das alte Lugdunum war entzückt, die letzte Römerin in seinen Mauern begrüßen zu können; doch verweilte sie nicht lange, da man sie zu Marseille erwartete. Schon hatte sie den Fuß auf den Tritt des Postwagens gesetzt, um weiter zu eilen, als plötzlich ein ungewöhnliches Geräusch zu ihr drang. Man hinterbrachte ihr die höchst fatale Nachricht, daß der Orestes von Marseille in Folge einer starken Unverdaulichkeit erkrankt und unfähig geworden sey, zu spielen. Was nun anfangen? Zwar hatte die große Darstellerin das Recht, zu sagen: — „Das Trauerspiel bin ich", — aber sie bedurfte doch noch eines Andern, an den sie sich wenden, an den sie ihre Worte richten und ihre ausdrucksvollen Blicke heften konnte. Ohne diesen Andern wäre Rachel

verlassen und nicht im Stande gewesen, den Enthusiasmus von Marseille zu erwecken. Die Götter, die über Melpomene wachen, wie über die Wohlbeleibtheit eines Ministers des Innern, mußten hier hülfreich einschreiten, und sie thaten es. Melpomene fand den Lelio.

Wer ist denn dieser Lelio? Lelio ist einer jener wandernden Schauspieler, der letzten Ueberreste vergangener Zeit und anderer Sitten, jener Leute, die so sorglos in den Tag hinein leben, als ob sie Genie hätten, die den fröhlichen Humor der armen Teufel besitzen, die mit ihrem Talente, wann es ihnen zu Gebot steht, verschwenderisch umgehen, die man die Zigeuner des Theaters nennen könnte, die nach allen Richtungen hin streben und in keiner etwas leisten, die Alles durcheinander spielen, singen, entstellen und verstümmeln, die als Individuen recht amüsant und als Künstler höchst langweilig sind, die ihre fröhliche und malerische Armuth mit glänzenden Lumpen überkleiden, die endlich immer von Glück und Unsterblichkeit träumen und schwatzen, aber immer um ein paar Minuten zu spät kommen, um das Glück und den Ruhm zu erhaschen. Lelio, sagte Rachel, willst du mein Orestes seyn? Solche Leute haben immer Zeit und sind immer schlagfertig, und dazu noch war es für Lelio ein Göttertraum, mit der berühmten Rachel zu spielen und mit ihr in einer Postchaise von Stadt zu Stadt zu reisen. Er sagte zu und sie reisten ab; Lelio, nimmer wissend,

was er sagen wird; Rachel, eines jeden Wortes, einer jeden Bewegung seit Jahren sich bewußt; er, ohne einen Sous in der Tasche; sie, mit einer jährlichen Einnahme von 100,000 Francs, und so, als die beiden Extreme der dramatischen Kunst, sich ganz nahe berührend.

Schon sind sie auf der Reise und schon vergoldet der heiße Sonnenstrahl den weißen Staub, den die eiligen Räder aufwühlen; schnell trägt sie der Wagen dahin. Hier ist die Eremitage! lächle, o Ariadne, bei diesen von Bacchus geliebten Hügeln! Hier ist Vienne! begrüße, o Rachel, das Grab des Pylades und neige dich, o Melpomene, vor der Wiege des Herrn Ponsard! Hier ist Orange, die Stadt mit ihren alten Denkmälern und Triumphbogen, und hier Avignon mit seinen reizenden Hügeln und dem stolzen Strome, der sie bespült, die Stadt, die an das neue Rom erinnert. Immer reisen sie weiter und Rachel theilt ihre Aufmerksamkeit zwischen der herrlichen Gegend und ihrem neuen Begleiter, dem sie das Verständniß der Dichter zu geben sich bemüht und erklärt, wie er diesen oder jenen Vers betonen müsse, damit er Wirkung thue und seinen Gegensatz um so stärker hervortreten lasse, und während dieser Erklärungen weckt der Anblick der herrlichen Gegend manchen neuen Gedanken in ihrem Geiste und die Erinnerungen aus der großen Vergangenheit von Rom scheinen ihr immer näher zu treten.

Die Reisenden waren nun nach L., einem artigen Dorfe in der Provence, gekommen, welches gefällig am Abhange eines mit Reben und Oelbäumen bepflanzten Hügels liegt und einem jener poetischen Weiler gleicht, aus welchen Virgils Heerden und Hirten dem Wanderer entgegen zu treten scheinen. Eine reinliche und lächelnde Armuth, weiße Häuser unter dunkler Bedachung, erheitert durch grüne Festons von Weinlaub, hier und dort italienische Pinien, die in den Azur des Himmels emporsteigen, saftig-grüne Wiesen und Felder mit wogendem, beinahe reifem Korn, in welchem der Nordwind seine phantastischen Schattenspiele treibt; das Alles vereinte sich zu einem wunderschönen Ganzen. Lelio sprach: „Hier möchte ich wohl leben, um nichts zu thun," — und Melpomene sagte: „Hier möchte ich gerne von den Sorgen der Größe und des Ruhmes ausruhen." Wohl ist dies Alles wunderschön, aber nichts desto weniger, gefeierte Künstlerin, ist die Achse deines Wagens, der so stürmisch einherrollte, gebrochen.

Da mußten sie nun Halt machen und aussteigen. Das erste Gesicht, welches ihnen entgegentrat, war ehrlich und gravitätisch und über seiner Stirne wölbte sich eine feine baumwollene Mütze; es war das Gesicht eines Gastwirthes, des ehrenwerthen und würdigen Lazarus Crepissard. Dieser gute Mann war zugleich Maire des Dorfes, erst neuerlich in diese Function getreten, ganz erfüllt von der hohen Wichtigkeit und den heiligen Pflichten seines Amtes, aber

auf dem Gebiete der Kunst und Literatur nicht bewandert. Mit lächelnden Mienen begrüßte er die Reisenden, und es war die Freude des Wirthes, der sich wohl nur selten so vornehmer Gäste erfreuen mochte, die vorerst die Oberhand behielt. Lelio war ihm aber bald sehr auffallend; denn dieser hatte einen großen Bart, trug eine rothe griechische Mütze und in seiner Physiognomie lag etwas Unstätes und Schweifendes, seine Augen rollten hin und her und seine Bewegungen waren ungestüm. Als ihn Lazarus aufmerksamer betrachtete, wurde die Heiterkeit des Wirthes ein wenig getrübt und der Ernst der Magistratsperson warf ein flüchtiges Wölkchen darüber. Rachel hatte kurz vorher mit Lelio eine große Scene repetirt, und dieser war noch halb in derselben. Sie selber aber lebte noch ganz darin; ihr Auge war starr, ihr Gesicht glühte, ihre Haare waren in Unordnung, ihre Stimme zitterte und ihre große Aufregung war nicht zu verkennen. Der Maire betrachtete auch sie, trat darauf ein paar Schritte zurück und gedachte bei diesem etwas verdächtigen Anblicke seiner obrigkeitlichen Stellung. Mit gemessener Stimme fragte er nach dem Vor- und Zunamen und nach dem Stande der Reisenden.

„Wer ich bin?“ fragte Lelio. „Man sieht wohl, edelmüthiger Mann, daß Sie Ihren Geist in der Schärpe tragen; aber wer ich auch seyn mag, ich nenn' mich Ihren Gast. Bereiten Sie uns ein Mahl, lassen Sie uns einige Stunden unter Ihrem

Dache verweilen, und sorgen Sie unterdessen für die Wiederherstellung unseres Wagens."

„Herr und Madame haben doch wohl ihre Pässe?" fragte der Wirth und Maire, welchen die Anrede des Lelio etwas verdutzt hatte.

„Pässe! ei, was denken Sie? was sollen wir mit Pässen thun, mit gemeinen Pässen, wie sie jeder Handlungsreisende und jeder Deputirte in der Tasche trägt? Brauchen Orestes und Hermione auch Pässe? Braucht Orestes einen Paß, um den Pyrrhus zu ermorden, oder Roxane einen solchen, um den Bajazet erdrosseln zu lassen? — Wo haben Sie jemals gehört, würdiger Pfeiler der gesellschaftlichen Ordnung, daß Oedipus seine Papiere in gerichtlicher Ordnung gehabt, als er seinen Vater ermordete, oder, daß Egistes sein Signalement den Polizeibehörden seiner Zeit überreicht hätte, bevor er den Agamemnon erdolchte? Wer wir sind? — wollen Sie es wissen? — Ich bin Alles und Nichts; heute Ariel, morgen Caliban; heute ein guter, morgen ein böser Geist; bald ein Millionär ohne einen Sous, oder ein König ohne einen Thron; bald ein unschuldiger Verbrecher, oder ein Mörder, der nicht vor Gericht gestellt wird: mit einem Worte, ich bin Lelio!"

„Und wer ist denn diese Dame?"

„Sie ist eine königliche Person; begrüßen Sie diese Melpomene, diese Göttin, Muse und Herrscherin in Einer Person!"

„Sie scheint mir noch verdächtiger, als ihr Begleiter," erwiederte der Maire.

Lelio schlug ihm zutraulich auf die Schultern und sagte: „Lassen Sie das gut seyn, werther Freund, und bereiten Sie uns ein schmackhaftes Frühstück! wir können dann später auf unsere Angelegenheiten zurückkommen."

Bei diesen Worten wurde Crepissard wieder zum Wirthe. Obwohl ihm die Reden Lelio's sehr verdächtig vorkamen, so blieb ihm doch noch immer Gelegenheit, gerichtlich einzuschreiten, wenn es nothwendig geworden, und es schien ihm seine Pflicht, auch seiner Eigenschaft als Wirth Genüge zu leisten. Er beeilte sich demnach, die Gäste in sein bestes Zimmer zu führen und den Tisch für sie zu decken. Unterdessen versäumte er nicht, an der Thüre zu lauschen, und hörte, wie Lelio sagte: „Ein fataler Streich! wir kommen nun zu spät, und ich werde schwerlich am Freitagabend den Pyrrhus umbringen können."

„Welch' ein Ungeheuer! so ist es also ein Verbrecher, der in mein Haus gekommen, meinen Wein trinkt und meine Coteletten speist."

„Lelio," sagte Rachel, „wir wollen diesen günstigen Augenblick benutzen; hast du auch darüber nachgedacht, was den Mord, den du begehen willst, veranlaßt, und hast du die tragische Bedeutung einer solchen That gehörig aufgefaßt? Fühlst du dich dem

großen Momente gewachsen und wirst du ihn würdig zu Ende führen?"

„Ja," entgegnete Lelio, indem er den Flügel eines gebratenen Huhns verzehrte, „ich fühle es, wozu mich das Schicksal berufen hat. Bei meiner Abreise soll ganz Epirus weinen; aber wenn Sie mich rächen wollen, so rächen Sie mich bald, jeder Aufschub wird uns Verderben bringen; eilen wir in den Tempel, um den Todesstreich zu vollführen."

Jetzt erhob sich Rachel wie von gewaltiger Leidenschaft belebt und schien plötzlich größer und majestätischer zu werden, ihre Augen schleuderten Blitze, krampfhaft zuckten ihre Arme und ein Messer, das sie in der Hand hielt, hob sie hoch und drohend empor. Sie sprach donnernde Worte, und selbst Lelio sah sie erschüttert an.

Crepissard erschrak nicht wenig und zog sich ängstlich zurück. „Auf Ehre," sagte er, „hier wird es ernst. Diese Frau beabsichtigt einen Mord, vielleicht den eines Königs oder eines Prinzen von Geblüt. Hier muß ich einschreiten, selbst auf die Gefahr hin, um den Betrag meiner Rechnung zu kommen."

Sogleich schickte er einen Boten nach dem nächsten Städtchen, um einen oder auch mehrere Gensd'armen herbeirufen zu lassen. Er selber begab sich nach der Wohnung des Herrn Pfarrers, um mit

diesem zu berathen, was in dieser sonderbaren Angelegenheit zu thun sey. Der Pfarrer von L. war einer der ausgezeichnetsten Männer seines Standes, wie man solche auf dem Lande nur selten zu finden pflegt; er besaß in einem schwachen Körper einen klaren und edlen Geist und lebte seit Jahren in glücklichem Verkehre mit den Wissenschaften, welchen er alle Zeit widmete, die ihm sein mühevoller Beruf übrig ließ. Wann er die Kranken getröstet und die Armen durch Rath und That aufgerichtet hatte, wann er dann in seine stille Wohnung heimgekehrt war und das Gebetbuch auf den alten Tisch von weißem Holz niedergelegt hatte, wann allmälig die letzten Klänge des Angelus verhallten, dann nahm er gern aus seiner kleinen Bibliothek einen Klassiker zur Hand, und war glücklich, mit seinen besten Freunden, wie er sie nannte, mit Bossuet, Fenelon und Corneille, ein trauliches Stündchen zubringen zu können. Eben hatte er an Corneille's unerreichten Versen seinen Geist erfrischt, als plötzlich der Maire bleich und fast athemlos hereinstürzte.

„Was gibt es denn in unserm armen Dörfchen," fragte der Pfarrer, „um Sie, mein lieber Herr Maire, in so große Aufregung zu versetzen?"

„Etwas Unerhörtes! Es sind zwei Reisende bei mir angekommen, die einen gewissen Pyrrhus ermorden wollen, zwei schauderhafte Verbrecher. Wer ist dieser Pyrrhus? Frankreich scheint mir in Ge-

fahr; aber ich werde meinen Posten nicht verlassen und selbst mit Gefahr meines Lebens dieser Schandthat entgegen treten. Kennen Sie einen Pyrrhus, Herr Pfarrer, und was rathen Sie mir, zu thun?"

Der Pfarrer suchte den aufgeregten Crepissard zu beruhigen und ahnte wohl, daß hier entweder ein Mißverständniß obwalten oder eine Mystification zu Grunde liegen müsse. Beide verfügten sich jetzt nach dem Wirthshause zurück. Sie fanden die Verbrecher vor der Thüre sitzend, wo sie den süßen Wohlgeruch einer blühenden Hecke von wilden Rosen einsogen und köstliche Erdbeeren speis'ten, die in einem zierlichen Körbchen vor ihnen standen. Sie sahen gar nicht wie Verbrecher aus. Ein schöner Maulbeerbaum beschattete die friedliche Gruppe, an welcher nichts zu entdecken war, was an irgend ein verdächtiges Vorhaben hätte erinnern können.

Bei der Ankunft des Geistlichen begrüßten ihn die Fremden mit der seinem Stande schuldigen Achtung. „Nun, meine Freunde," sprach er lächelnd, „es scheint, daß wir mit der Municipal-Autorität in einiges Zerwürfniß gerathen sind?" — „Wegen des Passes?" entgegnete Lelio sehr heiter. „Allerdings haben wir keinen Paß, aber wir stützen uns auf sehr vornehme Caventen und Beschützer." — „Wer sind diese?" — „Corneille und Racine." — „Wahrlich, zwei höchst achtbare Patronats-Herren", erwiederte der Geistliche, dem diese Namen einiges Licht in

der vorliegenden Angelegenheit gaben, „aber es fehlt Ihnen doch die Unterschrift jener Herren, und die Autoren von heute würden gewiß zu bescheiden seyn, um für jene zu unterzeichnen.“

Während dieser kurzen Unterhaltung war Melpomene etwas bei Seite getreten, und sprach leise und verdrießlich: „Da sieht man wieder, was doch die Berühmtheit für ein armseliges Ding ist. O Eitelkeit und Nichtigkeit! Oft hat man mir gesagt, mein Name sey in aller Welt und von Pol zu Pol gekannt und gefeiert, aber das waren nur Redensarten; denn schon hier in meinem Vaterlande, an einem Orte, durch welchen die königliche Landstraße führt, kennt man mich nicht! O Herr Duchatel, was haben Sie uns für einen unwissenden Maire hierher gesetzt!“ — Doch, als eine Frau von Geist, faßte sie sich bald und sprach zum Seelsorger: „Es thut mir recht leid, würdiger Vater, daß wir dem Herrn Maire so viele Verdrießlichkeiten machen.“ — „Allerdings,“ versetzte der Pfarrer mit einem geistreichen Lächeln, „haben Sie ihn in einige Unruhe versetzt, und ich kann ihm nicht ganz Unrecht geben, da Sie, wie er mir erzählt, von Mord und Todtschlag geredet haben. Auch die Kirche hat Abscheu vor solchen Dingen.“

Jetzt errieth Melpomene Alles, aber sie bemerkte auch, daß sie es mit einem Manne von Einsicht zu thun hatte. Sie gab Lelio ein Zeichen, sie

nicht zu unterbrechen, und nach wenigen Worten hatte sie sich mit dem Geistlichen schon so weit verständigt, als es nöthig war. Der Maire befand sich in sichtbarer Verlegenheit. Sie begann darauf, einige der herrlichsten Stellen von Racine und Corneille zu declamiren, und sprach mit so hinreißender Kraft und Schönheit, daß der gute Pfarrer sich des Ausrufs nicht enthalten konnte: „O, das ist schön, sehr schön!" Aber sie fuhr fort, und der entzückte Hörer vernahm Verse, die ihn tief erschütterten, um so mehr, als ihr Inhalt sich auf Gegenstände der Religion und des Glaubens bezog. Eine Thräne, zugleich der Bewunderung und der Rührung, rollte über seine Wangen, welche die Zeit vor den Jahren gefurcht hatte. — „Von allen meinen Erfolgen ist dies wohl der schönste," sagte Rachel. — Selbst Creprissard begriff jetzt, daß er sich übereilt hatte, und schlug die Augen nieder, während Lelio, seine Verlegenheit bemerkend, ihn lächelnd fragte: „Nun, mein würdiger Herr Maire, was halten Sie von unsern Pässen?"

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und das Gesicht eines sehr friedfertigen und gutmüthigen Gensdarmen erschien. Weit entfernt, die friedliche Auflösung des Dramas zu stören, trug er nur dazu bei, solche noch zu beschleunigen. Lelio reichte ihm die Hand, und der Maire deutete ihm an, daß sein Einschreiten nun nicht mehr nöthig sey. Melpomene schien das Ganze zu beherrschen und ihren treuen

Unterthanen eine wohlwollende Verzeihung zuzulächeln. Alle waren vergnügt über das so friedliche Ende des von uns erzählten Dramas.

Endlich erschien die Stunde der Trennung; denn, obgleich es unsern Künstlern in dieser reizenden Gegend sehr gut gefiel, so durften sie doch das Ziel ihrer Reise nicht aus den Augen verlieren. Der Wagen war wieder hergestellt und mit raschen Postpferden bespannt.

„Herr Pfarrer," sagte jetzt Rachel, „Sie haben heute eine wahrhaft christliche That gethan, indem Sie Ihre freundliche Gesinnung und Ihre hülfreiche Hand einer Schauspielerin, und dazu noch einer Jüdin, zugewendet haben."

„Ich weiß nicht wer Sie sind und bin nicht gewöhnt, nach Namen und Stand Derjenigen zu fragen, die meines Rathes und meiner Hülfe bedürfen. Eins aber weiß ich, — Sie verstehen es, Verse, die noch von keinem Dichter übertroffen worden sind, auf eine Weise zu sprechen, die gleichfalls noch Niemand übertroffen hat!"

Rachel machte eine Verbeugung des Dankes, grüßte den Maire, ihm Alles verzeihend, und lächelte dem Gensdarmen, der sie militärisch salutirte, freundlich zu. Darauf stieg sie in den Wagen, Lelio folgte und der Postillon trieb die Pferde zum raschen Laufe an. So war nun das Trauerspiel der ihm drohen=

den Gefahr glücklich entronnen und die gefeierte Rachel um ein paar heitere Lebensstunden reicher geworden. Nach ihrer Ankunft in Marseille überschickte sie dem Geistlichen von L. fünfzehn Louisd'or für seine Armen und dem Maire zwei Eintrittskarten für die erste Vorstellung der Andromache.

Der Pfarrer von St. Agathe.

(Nach Ch. Laumier.)

In einem der entlegensten und unbekanntesten Theile des Departements des Deux-Sèvres gab es im Jahre 1793, unter dem Namen und dem Schutz der heiligen Agathe, eine kleine und sehr arme Pfarrei, die nur aus etwa vierzig Häusern bestand, welche man mit größerem Rechte Hütten nennen konnte. Sie waren mit Schilf und Stroh gedeckt und ihre Mauern aus Lehm und elendem Holzwerk zusammengefügt. Hier lebte eine durch Sitteneinfalt, Muth und Frömmigkeit ausgezeichnete Gemeinde. Der Pfarrer derselben hatte in einem Alter von fünfundzwanzig Jahren diesen Posten angetreten, hatte seitdem mit der Gemeinde Leiden und Freuden getheilt, gleich ihr eine schlechte Hütte bewohnt und ärmliche Mahlzeiten genossen, aber seinen Beruf mit jener Treue erfüllt, wozu nur ein heiliger Eifer und eine fromme Gesinnung begeistern können. So hatte er durch eine fünfzigjährige Seelsorge die Verehrung seiner Pfarrkinder gewonnen, welche ihn wie ihren Vater liebten. Jeden Antrag einer Verbesserung seiner

Stelle hatte er stets abgewiesen, theils aus Liebe zu seiner Gemeinde, theils aus der Befürchtung, ein anderer Geistlicher möchte in diesem armen Dorfe nicht lange verweilen wollen, und so alterte er auf demselben Boden, unter derselben Armuth, unter denselben Amtspflichten, in der Stille Gutes wirkend und sich reich dafür belohnt fühlend durch die Treue und Anhänglichkeit seiner kleinen Gemeinde.

Als die französische Revolution ausbrach, mußte der Pfarrer von St. Agathe gegründete Befürchtungen hegen, daß auch er und seine Gemeinde von dem Alles erschütternden Sturme nicht verschont bleiben würden. Eines Tages erhielt er aus dem Hauptorte des Departements den Befehl, Dasjenige zu beschwören, was man damals die bürgerliche Constitution der Geistlichkeit nannte, oder sogleich seine Amtsverrichtungen aufzugeben und sein Presbyterium zu verlassen. Der gute Mann kannte so wenig die politischen Angelegenheiten der Welt, daß er anfänglich gar nicht begriff, was man von ihm verlangte; da aber dem Befehle jene Constitution beigefügt war, so machte er sich mit dem Inhalte derselben genau bekannt und kam zur Ueberzeugung, daß er dieselbe weder annehmen noch beschwören könne. Eben so wenig glaubte er dem Befehle, seine Pfarrei zu verlassen, Folge leisten zu müssen. Er blieb daher zu St. Agathe und fuhr in seinen priesterlichen Verrichtungen fort, als ob nichts Ungewöhnliches vorgegangen und kein Befehl zu ihm gelangt sey.

Er glaubte, so nach Pflicht und Gewissen gehandelt zu haben.

Unterdessen erregte diese Maßregel, welcher eine große Anzahl von Geistlichen keine Folge leistete, Unruhen in vielen Departementen, namentlich in denen von Westen. Nachdem die Behörden mehrere widersetzliche Geistlichen hatten aufheben lassen, welche, gleich dem Pfarrer von St. Agathe, ihren Posten nicht verlassen wollten, so vereinigten sich die Gemeinden, schlossen ein förmliches Bündniß und waren bereit, sich mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, falls man ihnen Gewalt anthun würde. So entwickelte sich nach und nach eine förmliche Insurrection, und der anfänglich nur glimmende Funke wurde zur lichten Flamme. Der National-Convent, von der Richtung der Gemüther in Kenntniß gesetzt, ließ Truppen ausrücken, um überall, wo sich Unruhen fanden, die Ruhe wieder herzustellen; es wurden Commissäre ernannt und mit unbegrenzter Vollmacht versehen. Ein solcher Commissär kam nun auch nach Niort.

Dieser Mann war grausamer Natur und glaubte, daß er mit energischer Strenge verfahren und die Widersetzlichen einschüchtern müßte; er ließ die unfolgsamen Priester gefangen nehmen und setzte einen Preis auf das Haupt derjenigen, welcher er nicht habhaft werden konnte. Der Pfarrer von St. Agathe konnte der Proscription nicht entgehen, und eines Abends verbreitete sich die Nachricht in der Pfarrei,

daß den andern Tag eine Compagnie von Niort aufbrechen, den Geistlichen von St. Agathe gefänglich einziehen und seines Dienstes entsetzen werde. Sogleich versammelte sich der Gemeinderath. Von Widerstand konnte hier keine Rede seyn; er hätte zu keinem Zwecke führen können. Indessen mußte man sich doch des Mannes annehmen, welcher der Gegenstand der allgemeinen Sorgfalt war und dessen Sicherheit man bedroht sah. Man faßte daher den Entschluß, den geliebten Seelsorger an einen sicheren Zufluchtsort zu bringen, den man bereits für ihn ausgesucht hatte. Er widersetzte sich anfänglich und sagte, daß er sich Demjenigen, was der Himmel über ihn verfügt habe, nicht entziehen wolle; indessen brachte man ihn doch dahin, daß er das Dorf verließ und sich in einer Köhlerhütte im benachbarten Walde verbarg. Vier bewaffnete Männer blieben dort bei ihm, theils um ihn von freiwilliger Auslieferung abzuhalten, theils um ihn im nöthigen Falle zu beschützen.

Am folgenden Tage erschienen wirklich achtzig Mann Soldaten, nebst zwei Kanonen, um sich des schwachen Greises zu bemächtigen. Der Anführer der Soldaten setzte die Bewohner des Dörfchens von seinem Auftrage in Kenntniß und forderte sie im Namen des Gesetzes auf, ihren Geistlichen ohne weitere Zögerung auszuliefern. Man leistete dem Befehle keine Folge, worauf die Soldaten zur Haussuchung schritten. Man durchsuchte die Pfarrwohnung,

aber vergeblich; man schlug die verschlossenen Kirchenthüren ein, verwüstete und entweihete den Tempel, fand aber auch hier Den nicht, welchen man suchte; darauf durchforschte man nochmals Haus für Haus, aber umsonst. Jetzt wurde der Priester von St. Agathe als der Strafe des Gesetzes verfallen erklärt, und man setzte einen Preis von zwanzig Tausend Francs auf seinen Kopf. Endlich ließ der Anführer der grausamen Schaar die Kirche und das ganze Dorf in Brand stecken und entfernte sich dann unter Trommelschlag von dem Orte der Verwüstung.

Gegen Ende des Tages meldete man dem Pfarrer, daß die Gefahr vorüber sey; doch wußte er nicht, wie theuer seinen Pfarrkindern die Anhänglichkeit an ihn zu stehen gekommen war; er kehrte mit seinen Begleitern zurück, nicht nach dem Dorfe von St. Agathe, sondern nach den rauchenden Trümmern desselben. Wer könnte den tiefen Schmerz in Worte fassen, der sich des Greises bemächtigte, als er die Verwüstung gewahrte, und als er Männer, Frauen und Kinder auf freiem Felde gelagert und ihrer letzten Habe beraubt sah! Unter einem Strome von Thränen machte er ihnen liebevolle Vorwürfe, daß sie ein so großes Unglück nicht verhindert hätten. „Wäre es nicht besser gewesen, man hätte einen Greis von fünf und siebenzig Jahren, dem doch nur noch kurze Lebenstage zugemessen, den Feinden ausgeliefert und dadurch die Andern gerettet?" Man erwiederte ihm, daß er ja der Vater

der Gemeinde sey, und daß gute Kinder auch das schwerste Opfer für ihren Vater nicht scheuen dürften. Er entgegnete, ein solches Opfer sey einer gleichen Liebe werth, und er hoffe, seinen Kindern nun bald zeigen zu können, was er seinerseits auch für sie zu thun im Stande wäre.

Drei Tage waren unterdessen vergangen. Der Repräsentant, welcher nach St. Agathe gekommen war, befand sich in seinem Cabinette zu Niort, wo er eben eine geheime Conferenz mit dem öffentlichen Ankläger und den Henkersknechten hielt, um über die Mittel nachzudenken, wie man dem Volke einen neuen Schrecken einflößen und es zu seiner Pflicht zurückführen könnte; da führte man einen Greis mit kahlem und tiefgebeugtem Haupte herein, gestützt auf einen Dornenstock, die Schuhe mit Staub bedeckt und in ein ärmliches, halb zerrissenes Priestergewand gekleidet. Der Greis trat näher heran und sprach: „Bürger-Repräsentant, Ihr habt zu St. Agathe bekannt machen lassen, daß zwanzig Tausend Francs für Denjenigen bestimmt seyen, welcher Euch den Kopf des Pfarrers jenes Dorfes überliefern würde. Ich bin bereit, den bestimmten Preis zu verdienen.“

So sehr der Volksrepräsentant mit der Schlechtigkeit der Menschen bekannt war, so erstaunte er doch nicht wenig über den Antrag eines Mannes, dessen Lebenstage sich ihrem Ende zuneigten.

„Priester,“ sprach er, „für einen Mann Deines Alters und Standes machst Du mir

einen Antrag, der mich in Erstaunen setzen muß."

„Nicht so sehr, als Ihr glaubt! Nehmt Ihr den Antrag an?"

„Wer bist Du, daß Du mir den Kopf Deines Mitbruders verkaufen willst?"

„Was kann Euch daran liegen, wofern ich nur mein Versprechen erfülle? Ich frage noch einmal, ob Ihr meinen Antrag annehmt?"

„Ich nehme ihn an, aber das vergossene Blut möge über Dich kommen!"

„Es sey, und Ihr zahlt mir die versprochene Summe aus?"

„Du sollst sie erhalten."

„Könntet Ihr nicht noch etwas darauf legen?"

„Geldgieriger Greis, findest Du Dich für Deine Schlechtigkeit nicht bezahlt genug?"

„Gut! gut!" wir wollen bei den zwanzig Tausend Francs stehen bleiben."

„Wann wirst Du Deinen Mann ausliefern?"

„Noch eins ist zu bemerken. Ihr müßt mir versprechen, daß ich die empfangene Summe ganz nach meinem Gefallen und wozu es mir gutdünkt verwenden darf."

„Sobald Du Deine Belohnung empfangen hast, ist sie Dein Eigenthum, und Du kannst mit derselben schalten und walten, wie es Dir gefällt."

„Das weiß ich ganz wohl, habe aber doch meine Gründe, um gerade auf diesem Punkte zu bestehen."

„So wenig ich Eure Gründe einsehe, so gebe ich

Euch doch mein Ehrenwort darauf, daß Euch keinerlei Schwierigkeiten gemacht werden sollen, und daß man Euch bei der Verwendung des Geldes nicht stören wird."

„Es sey denn! Ich selber bin der Pfarrer von St. Agathe, und liefere mich hiermit in Eure Hand. Gebt mir jetzt das Geld!"

„Ihr seyd es!" — rief mit Verwunderung der Volksrepräsentant.

„Ich bin es," antwortete der Geistliche ruhig.

„Was wollt Ihr mit diesem Gelde anfangen? Und wißt Ihr nicht, welche Strafe auf Euch wartet, da Ihr dem Gesetz verfallen seyd?"

„Das weiß ich Alles wohl, und Eure Drohungen sind überflüssig. Jetzt aber laßt mir die versprochene Summe auszahlen und mich dann noch einmal in die Mitte meiner Pfarrkinder von St. Agathe bringen."

„Was wollt Ihr dort anfangen?"

„Das werdet Ihr erfahren. Ich habe mein Versprechen erfüllt, erfüllt nun auch das eurige."

„Es soll geschehen."

Der Volksrepräsentant ließ hierauf dem Geistlichen zwanzig Tausend Francs in Assignaten auszahlen, welcher sie in seine Brieftasche steckte und dann den Wunsch wiederholte, nach den Trümmern seines verwüsteten, aber sonst ihm so lieben Dorfes geführt zu werden.

Die Einwohner von St. Agathe waren durch

das plötzliche Verschwinden ihres Seelsorgers in die größte Unruhe versetzt worden. Als sie ihn am Morgen zum Frühgebete abrufen wollten, hatten sie die Hütte leer gefunden, welche man ihm in der Eile errichtet hatte. Lange suchte man überall vergebens nach dem Verschwundenen, bis man ihn endlich auf einem Wagen und von Soldaten eskortirt ankommen sah. Alt und Jung drängte sich herbei, man hob ihn von dem Wagen, man umringte und überhäufte ihn mit Fragen, man küßte seine Hände und den Saum seines Gewandes. Nach den ersten Begrüßungen nahm der Pfarrer das Wort und redete also: „Ihr waret unzufrieden mit mir, meine lieben Kinder, und dachtet vielleicht, daß ich Euch ohne Abschied und ohne Dank verlassen hätte; aber dem war nicht so. So verläßt man sich nicht, wenn man fünfzig Jahre lang mit einander in Freundschaft gelebt und Freude und Leid getheilt hat. Ich hatte zu Niort ein Geschäft abzumachen, und da ich befürchten mußte, daß Ihr meine kleine Reise dahin nicht zugeben würdet, so entfernte ich mich ohne Euer Vorwissen. Jetzt ist mein Geschäft nun nach Wunsch abgemacht, und ich komme wieder, um ein vertrauliches Wort mit Euch sprechen zu können. Um mir, einem schwachen Greise, das Leben zu retten, habt Ihr Alles aufgeopfert, Eure Wohnungen, Eure Geräthschaften, Eure ganze Habe. Es ist meine Pflicht, für diese Aufopferung Euch dankbar zu seyn, und ich bringe Euch die Mittel, den erlittenen Verlust

wieder auszugleichen. In dieser Brieftasche hier sind zwanzig Tausend Francs, welche der Maire, mein alter Freund, unter Euch vertheilen wird, nach Verhältniß des Verlustes, welchen Ihr erlitten habt. Fragt nicht, wie ich zu diesem Gelde gekommen; dieß ist ein Geheimniß, welches sich später enthüllen wird. Ich muß mit den Männern, welche mich hierher gebracht haben, wieder zurückkehren; aber wir werden uns gewißlich wieder sehen, über lang oder kurz. Die Zeit kann ich nicht genau bestimmen. Bleibt bis dahin, was Ihr immer gewesen seyd, arbeitsam, redlich und fromm, lebt mit einander in Frieden, wie es guten Christen geziemt; liebt Euch brüderlich, bleibt in der Furcht des Herrn, und bewahrt das Andenken an Euren alten Pfarrer, den Ihr Alle wiedersehen werdet an einem Orte des Friedens und der Ruhe, unberührt von den Stürmen des Lebens! Knieet nieder, meine Kinder, auf daß ich Euch meinen Segen gebe."

Bei diesen Worten fielen Alle auf die Kniee, und selbst die hartherzigen Krieger schlossen sich nicht aus. Der Greis hob die Blicke gen Himmel und richtete seinen Geist nach den Wohnungen der Seligen; er faltete die Hände und rief den Segen des Allmächtigen hernieder über seine Freunde, so wie über diejenigen, die ihn verfolgt hatten.

Nach beendigtem Gebete wendete er sich, wie in göttlicher Verklärung, zu den bewaffneten Männern, die seine Eskorte bildeten, und sprach zu ihnen:

„Meine Herren, ich stehe jetzt zu Ihren Diensten!“ Man setzte ihn wieder auf den Wagen und fuhr ihn nach Niort zurück: die ganze Gemeinde schloß sich dem Zuge an. Er wurde dem Beile des Henkers nicht überliefert. Der Volksrepräsentant wollte die Verantwortlichkeit der Hinrichtung dieses edlen Greises nicht übernehmen, sondern schickte ihn nach Nantes, wo er drei Monate später in den Fluthen der Loire den Märtyrertod erduldete.

Das Dorf St. Agathe wurde niemals wieder erbaut; die Familien, welche es bewohnt hatten, und die lange Zeit über den Tod ihres Pfarrers in Ungewißheit blieben, wurden zerstreut, und ließen sich später in benachbarten Gemeinden nieder. Heutigen Tages durchfurcht die Pflugschaar jene Gefilde, wo ihre Wiegen standen und wo ihre Voreltern in Frieden unter der Erde ruhen.

Euterpe auf der Reise.

(Nach Armand de Pontmartin.)

Als Schauplatz der Vorfälle, welche wir jetzt unsern Lesern zu erzählen gedenken, haben wir die Stadt B. zu bezeichnen; doch wollen wir bitten, daß man sich nicht bemühen möge, Vermuthungen und Nachforschungen anzustellen, um herauszubringen, welche Stadt wir mit diesem Anfangsbuchstaben bezeichnen wollen. B. ist eine Provinzstadt wie hundert andere und man könnte von derselben erzählen, was man auch von andern erzählt, daß sie schöne öffentliche Plätze und Promenaden, einige alte Kirchen und eine philharmonische Gesellschaft, in welcher die Harmonie oft gestört ist, besitzt, daß sie zwei Journale zählt, in welchen man schöne Räthsel und kurzweilige Theaterberichte lies't, daß endlich ihre Bewohner ganz charmante Leute und ihre Umgebungen an Sonn- und Feiertagen ganz allerliebst sind. Diese gute Stadt B. befand sich zur Zeit unserer Geschichte in großer Verlegenheit, denn sie sah sich genöthigt, einen Deputirten zu erwählen. Derjenige, den sie im vergangenen Jahre ernannt hatte, und zwar in Folge eines vier Seiten langen

Circulars, war zur dynastischen Opposition übergetreten, wozu ihn mancherlei Gründe, am meisten die des eigenen Vortheils, bewogen hatten; der gute Mann glaubte, auf solchem Wege schneller zum Ziele zu kommen. Alle Leidenschaften der Wahlparteien, alle Umtriebe und Ränke waren jetzt erwacht; es wurde gezankt und gestritten, gewählt und verworfen, gelobt und getadelt; die Frauen mischten sich auch hinein und die Zeitung brachte jeden Tag ein paar Artikel über die Wahl und die Wähler. Da man sich nun gar nicht vereinigen konnte, so blieb weiter nichts übrig, als aus Paris selber irgend einen hochgefeierten und hervorragenden Mann, ein Renommée des Tages, eine Celebrität zu wählen und zum Deputirten zu ernennen. Dieser Glückliche war Herr Carottinès, ein sehr geschickter Mann, Publicist, Oekonomist, Socialist und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, ein Schönredner, ausgezeichneter Schriftsteller, und in allen Journalen, mit welchen er in Verbindung stand, als ein geistreicher Kopf bezeichnet, der auf der Höhe der Politik sich bewege, an die Fortschritte des Jahrhunderts glaube, an die Entwickelung des Menschengeschlechts, und für alles Große und Edle wahrhaft begeistert sey. So trug man nun die Candidatur Herrn Carottinès an. Man schwärmte für ihn, wußte jeden Tag etwas Neues von ihm zu erzählen, kaufte seine Broschüren, las sie und wurde nicht klug daraus, weßhalb man sie nur um so mehr

bewunderte; ja, eine Dame gab sogar eine Soirée, in welcher die Statuette des großen Mannes aufgestellt war und bekränzt wurde, während man sich in Thee und Zuckerwasser berauschte. Mit Einem Worte, Herr Carottinès war der Gott des Tages, der Liebling von B., das Ideal seiner Wähler; es fehlte weiter nichts, als daß man ihn noch persönlich kennen lerne, und dieses große Glück sollte erscheinen. Herr C. machte seinen Freunden die Anzeige, daß er jedenfalls in nächster Woche nach B. kommen und sich ihnen vorzustellen die Ehre haben würde; er wisse das Vertrauen, dessen man ihn gewürdigt habe, wohl zu schätzen und werde ihm zu entsprechen suchen. Die ganze Stadt befand sich nun in freudigster Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Um dieselbe Zeit erhielt ein Mitglied der dynastischen Opposition einen Brief aus Paris, worin ihm angezeigt wurde, daß Herr C. dieser Tage in B. eintreffen und im „Hotel de France" absteigen werde; man möge ihn auf's Beste empfangen und ihm alle Ehre erweisen, die ein so hochstehender, vortrefflicher Mann verdiene. Mit dem genannten Briefe traf noch ein anderer in B. ein, welcher an einen der vornehmsten Bürger der Stadt gerichtet war; dieser stand der Politik ganz fern und kümmerte sich um keine ihrer Parteien. Die Welthändel berührten ihn nicht und Wahlumtriebe kannte er nur dem Namen nach; dagegen liebte er die Musik,

schwärmte für sie, hielt in seinem Hause Matinéen und Soiréen, und kannte kein größeres Glück, als einen berühmten Tonkünstler, Sänger oder Componisten fetiren zu können. Ihm nun wurde von einem Freunde aus Paris gemeldet, daß nächsten Mittwoch Nachmittags der berühmte Tamburini durch B. reisen und im „Hotel de Prince" absteigen werde, also an demselben Tage, an dem auch Herr C. von seinen Freunden erwartet wurde. O, glückliches B.! Während ein berühmter Deputirter und Volksfreund, ein geistreicher Redner und Schriftsteller dich beehren will, wird auch einer der größten Sänger und Helden der italienischen Oper dich besuchen, und während die Politiker sich zum Empfange des Ersteren rüsten, bereiten die Freunde der Tonkunst dem Letzteren ein glänzendes Festmahl.

Der Melomane verfehlte nicht, zur bezeichneten Zeit im „Hotel de Prince" sich einzufinden, um den hochgeschätzten Tamburini zu erwarten. Bald rollte ein Reisewagen heran und ausstieg ein fein gekleideter Herr von etwa vierzig Jahren, das Auge geistreich, die Haltung vornehm und die ganze Erscheinung interessant. Ohne lange zu fragen, rannte der Melomane davon, hinterbrachte seinen Freunden die wichtige Botschaft, und setzte alle Tonkünstler und, noch mehr, alle Dilettanten der Stadt in Bewegung. Kaum eine Stunde später wurde es vor dem „Hotel de Prince" lebendig. Ein paar Dutzend Virtuosen und Nicht-Virtuosen hatten sich mit ihren

Instrumenten unter einem Fenster des Gasthofes placirt und brachten dem gefeierten Tamburini eine glänzende Serenade, unter dem Zulaufe der Neugierigen und dem Lärmen des Pöbels. Kaum waren die letzten Töne des Ständchens verklungen, als der liebe Fremdling und Gast das Fenster leise öffnete und mit freundlichem Gruße verbindlichst dankte; er schien tief gerührt und man wollte sogar eine Thräne in dem geistreichen Auge bemerkt haben. Jetzt ließen die Musikfreunde sich nicht länger halten; sie stürmten die Treppe hinan, drangen in das Zimmer des verehrten Mannes, drückten ihm die Hand, küßten ihn sogar und konnten keine Worte für ihren Enthusiasmus finden. Der Moment war rührend und es dauerte lange, bis die ersten Stürme der Freude und Bewunderung vorüber waren; darauf nahm Einer das Wort und sagte, man würde sich glücklich schätzen, wenn der Liebling der Musen ihnen die Ehre erweisen und ein bescheidenes, aber herzliches Diner mit ihnen theilen wolle; die Speisen würden sich alsdann zu Ambrosia und der Wein sich zu Nektar umwandeln, und der verehrte Gast würde es vielleicht nicht verschmähen, Einiges zur Erbauung und Beglückung seiner Verehrer vernehmen zu lassen.

Der Gefeierte nahm die für ihn so ehrenvolle Einladung an und bald nachher saß man im traulichen Kreise fröhlich beisammen. Das Diner war gut und der Appetit noch besser; man ließ es sich

schmecken und auch den edlen Gaben des Bacchus wurde wacker zugesprochen. So war man nun, ohne daß etwas Erhebliches vorgefallen wäre, bis zum Braten gekommen und der Medoc, der Chateau-Neuf und der Romanée fingen jetzt zu wirken an. Die Heiterkeit wurde immer lauter und lärmender.

Der verehrte Gast, welcher bis jetzt noch sehr wenig gesprochen hatte, und nur ganz leise mit seinen Nachbarn, wurde auch jetzt etwas lauter und ließ seine Stimme nach weiteren Kreisen vernehmbar werden. „Wie," riefen die Gäste, „ist's möglich? Ist er doch ein Italiener, in Faënza geboren, und spricht wie ein ächter Franzose, ohne allen Dialekt, gerade so wie unser Einer! Das ist wahrhaftig etwas ganz Seltenes, und man sieht gleich, wenn Einer Genie besitzt." — Allmälig war die heilige Scheu und Ehrfurcht vor dem berühmten Manne gewichen; man hatte ihn essen und trinken gesehen, wie jeden Anderen, und er sprach und benahm sich, wie Andere; man wurde vertraulicher und kühner, näherte sich ihm, knüpfte kleine Gespräche an, fragte nach Meyerbeer und nach Rossini's neuestem Stabat und erkundigte sich nach der Gesundheit von Lablache. Der Gefeierte machte im Stillen seine Betrachtungen über diese Leute, welche Politiker seyn wollten und doch von nichts sprachen, als von Musik, Opern und Sängern; indessen fügte er sich als ein Mann von Welt, und dachte, daß man absichtlich die Politik vermeide. Unterdessen brachte Einer, dem der

Wein ein wenig zu Kopf gestiegen war, einen Toast auf das Wohl des großen Mannes, welchen heute B. in seinen Mauern zu besitzen sich rühmen dürfe; es folgte ein dreimaliges donnerndes Hoch! Da erhob sich der Fremde, bat ums Wort und sprach: „Auf das commercielle und industrielle Wohlergehen von B., auf den sicheren und erfreulichen Fortschritt dieses herrlichen Departements, auf die freiere Entfaltung aller Interessen der Intelligenz und der Humanität, auf die friedlichen Eroberungen und Siege des Geistes, erkämpft durch des Jahrhunderts Edelste und Beste, in deren Mitte ich mich heute zu befinden die Ehre habe und deren Vertrauen zu entsprechen der Stolz und die Freude meines Lebens seyn wird! Sie mögen hoch leben!" — Nach diesen kräftigen Worten ließ er seine Blicke begeistert umherschweifen, und alle Anwesenden waren höchlich erstaunt über den für einen Sänger der italienischen Oper etwas sonderbaren Toast. Ein Dilettant, ein rühmlich bekannter Guitarrenspieler, bemerkte einem neben ihm sitzenden Flötisten ganz leise, daß alle berühmten Männer Sonderlinge wären, und so auch dieser, dessen Liebhaberei die Politik zu seyn scheine, während z. B. Rossini von nichts lieber rede als von Macaroni, die er selber trefflich zu bereiten wisse.

In diesem Augenblicke erhob sich ein Violoncellist, dankte dem verehrten Gaste für seinen trefflichen, der französischen Nation zur Ehre gereichenden Trinkspruch und fügte den Wunsch und die Bitte bei,

er möge nun, wo man so fröhlich beisammen wäre, auch etwas singen, und durch einen solchen Beweis von Gefälligkeit der Versammlung eine liebliche Gabe der Kunst und der Freundschaft zugleich spenden, und nicht für Zudringlichkeit halten, daß man ein solches Ansinnen an ihn stelle. Der Gefeierte stutzte und konnte sich diese Bitte, welche allgemeinen Beifall gefunden hatte, nur dadurch erklären, daß er sie einem sonderbaren und hier zu Lande wahrscheinlich herrschenden Gebrauche zuschrieb, welcher ihm freilich eben so lästig als abgeschmackt erschien, dem er sich aber dennoch fügen zu müssen glaubte, es möge nun gehen und ausfallen, wie es auch wolle. Er sagte: „Ich darf Ihnen nichts abschlagen, meine Herren, und bin gerne bereit, etwas zu singen, muß jedoch, allen Ernstes, um Ihre gütige Nachsicht bitten. Ich werde jenen wundervollen Gesang vortragen, der an die Wiedergeburt unseres theueren Vaterlandes und an seine denkwürdigen Julitage erinnert, an jene Tage, die eine neue Aera begründet haben."

„Was er nur immer mit seiner Politik will? Das wird langweilig und lieber hätte ich eine Arie von Rossini gehört" — ließ sich ein Oboist ziemlich laut vernehmen. Doch er konnte nicht weiter sprechen, da bereits eine feierliche Pause eingetreten war. Der Pseudo-Tamburini intonirte jetzt die Parisienne und sang ein paar Verse derselben mit ziemlich kräftiger Stimme und mit einem durch die Gunst von Vater Bacchus belebten Ausdruck. Die Gesellschaft

gerieth in Erstaunen, denn der vermeinte Tamburini sang falsch, ganz abscheulich falsch und beleidigte das gebildete Gehör der anwesenden Melomanen, auf deren Gesichtern man den schlecht verborgenen Unwillen lesen konnte. Der Sänger seinerseits, dem dies nicht entgehen konnte, glaubte, er habe wohl einen Mißgriff gemacht, und ein in B. wahrscheinlich wenig beliebtes, vielleicht auch schon zu oft gesungenes Lied gewählt; er hatte also seinen Fehler gut zu machen, besann sich nicht lange und sprach: „Erlauben Sie mir, meine Herren, etwas Kräftigeres, etwas von 1789, etwas aus den Zeiten Mirabeau's anzustimmen, und hören Sie!"

Allons, enfans de la patrie,
Le jour de gloire est arrivé!

Wieder sang er falsch, ganz abscheulich falsch. „Macht er sich über uns lustig? Will er uns zum Besten haben?" hörte man hier und dort fragen. — Ein Flötenspieler sagte: „Machen wir gute Miene zum bösen Spiel! Tamburini ist ein Spaßmacher, ein Buffo, wie viele Italiener, und dazu noch ist ihm der Wein zu Kopf gestiegen. Was Wunder, wenn er falsch singt! Wir würden es jetzt vielleicht nicht besser machen. Das Sonderbare, das Bizarre hat auch seinen Reiz und in fröhlicher Gesellschaft muß man es mit dem Gesange nicht so strenge nehmen. Er will uns amüsiren und wir wollen darüber lachen; so ist uns Allen gedient. Warum sollten wir einen harmlosen Spaß so übel nehmen?" —

Ein Anderer meinte, Tamburini sey ein Schalk und wolle die Manie des Tages, patriotische Lieder zu singen, ein wenig persifliren. Berühmte Männer hätten nun einmal ihre Launen, in die man sich schon fügen müsse. Der vermeinte Tamburini fing von neuem zu singen an und sang den letzten Vers der Marseillaise verzweifelt falsch. Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus und als dieses etwas nachgelassen hatte, da erhob sich ein langer Trompeter, und sprach: „Dem liebenswürdigen und vortrefflichen Sänger, den wir so eben mit Vergnügen gehört und dessen köstlichen Humor wir wohl verstanden haben, dem ausgezeichneten Darsteller, den alle Kenner für den ersten Figaro des Jahrhunderts erklärt haben, dem Manne, der bald ernst und bald heiter unter allen Masken gleich vortrefflich ist, der sich in allen Rollen mit gleichem Glücke bewegt und dessen geschmeidige Stimme sich in alle Tonarten und Tempis fügt, unserm verehrten und vielgeliebten Freunde ein freudiges Lebehoch!!" — Die Versammlung stimmte ein, die Gläser klangen und ein abermaliger Sturm des Lachens wogte durch den Saal. Der vermeinte Tamburini warf einen wüthenden Blick auf die schlechten Spaßmacher, erhob sich von seinem Sitze, nahm seinen Hut und verließ eilig den Saal und die verdutzte Gesellschaft.

Während des von uns erzählten heiteren Diners hatte sich einer der Herren Wahlmänner von B. auf

den Weg gemacht, um Herrn Carottinès, welchen man jeden Augenblick erwartete, aufzusuchen und würdig zu empfangen. Unter dem Thorbogen des „Hotel de France" fand er einen so eben ankommenden Reisewagen, aus welchem ein feingekleideter Herr stieg und sich ein Zimmer in der ersten Etage anweisen ließ. Wer konnte dies anders seyn als Herr Carottinès? Ohne lange nachzufragen oder zu untersuchen, eilte der gute Mann von dannen, lief zu seinen Freunden und brachte die halbe Stadt in Aufruhr. In aller Eile wurden ein paar schlechte Musikanten aufgetrieben — die besseren waren ja Alle bei dem Festmahle versammelt, — und so zog man unter die Fenster des „Hotel de France," wo eine ganz abscheuliche, ohrzerreißende Serenade losgelassen wurde, unter dem Zulaufe aller Höckerinnen, Lastträger und Gamins von ganz B. Als die Musik ausgetobt hatte, stürmten die Wahlmänner die Treppe hinauf und drangen in das Zimmer ihres gefeierten Lieblings. Dieser schien von Allem, was um ihn her vorging, keine Notiz zu nehmen, und war eben damit beschäftigt, sich zu rasiren. Man richtete, während er sich im Rasiren gar nicht stören ließ, eine lange und gehaltvolle Rede an ihn, die er wenig beachtete; als sie aber mit der Bitte schloß, er möge die Huldigung eines ihm gewidmeten Diners wohlwollend annehmen, so verbeugte er sich und sagte, daß er mit Vergnügen und bestem Appetite ihren Wünschen Folge leisten würde.

Bei diesem Diner ging es auch anfänglich ziemlich gut und man sprach von gleichgültigen Dingen. Bald aber wurde die Unterhaltung interessanter und ernsthafter. Eisenbahnen, Angelegenheiten der Landwirthe und Winzer, Zuckerfrage, Durchsuchungsrecht, spanische Verhältnisse, Verfahren des Gouvernements, casus belli, Ministerwechsel und Zollinteressen, dies waren die geistigen Speisen, womit man den berühmten Gast regalirte; er konnte sich nicht recht erklären, wie Musikfreunde, für welche er diese Herren zu halten nicht umgehen konnte, an so langweiligen Gegenständen Vergnügen fänden; doch unterdrückte er seinen Aerger und zwang sich zur Heiterkeit. Als er genöthigt wurde, einige Worte mitzusprechen, so wurden die Freunde durch die Sonderbarkeit seines Dialekts nicht wenig überrascht. Er war ein Pariser und sprach doch Patois, oder vielmehr ein Viertel französisch und drei Viertel italienisch. Je weiter das Diner vorrückte, je auffallender wurde dies, und Einige meinten, Herr C. müsse lange in Italien gelebt und seine Muttersprache fast ganz vergessen haben; übrigens schien er sich immer mehr zu langweilen, und man mußte ihm die Worte abkaufen, wie man zu sagen pflegt. Endlich rückte ihm ein gelehrter Jurist auf den Leib und fragte, indem er ihm eine ziemlich schwierige Frage des Staatsrechtes vorlegte, was er davon halte. „Ik weiß nit," erwiederte er mit der größten Gleichgültigkeit von der Welt. „Ik weiß nit,"

wiederholten mehrere der Anwesenden und sahen einander verwundert an. „Herr C. mag seine Vorzüge haben und vielleicht auch recht geistreich seyn, aber sein Französisch ist ganz abscheulich, und wenn er in die Deputirtenkammer käme, so würde er uns und unser ganzes Departement blamiren. Da sieht man wieder einmal, was man von diesen Pariser Reputationen und von diesem Zeitungsgeschwätz zu halten hat." — Die Mißstimmung war unverkennbar und die Unterhaltung fing an zu stocken. Da erhob sich, um sie wieder zu beleben, ein junger Notar und sprach: „Dem gelehrten Publicisten, dessen Schriften die schwierigsten Fragen so lichtvoll beantworten und dessen fruchtbare Ideen, dessen eminenter Charakter und energischer Willen unserm Arrondissement eine so glückliche Zukunft eröffnen und verbürgen! Er lebe hoch!" — „Ik bin mystivisirt, das is kein Zweiwel; aber nit übel nehm, wollen nit bös seyn," murmelte der Gast. — „Mein Herr, was glauben Sie, welcher Partei wird die Camarilla bei der gegenwärtigen Lage der Dinge sich zuwenden?" — »Largo al factotum della citta, Largo!« erwiederte er mit den Worten einer Arie von Rossini. — „Was halten Sie aufrichtig von Herrn Thiers?" fragte ein Anderer. — »Figaro-ci, Figaro-la, Figaro!« antwortete er. — „Was ist nach Ihrer Meinung das beste Mittel, die Völker zu beherrschen und zu beglücken?" fragte ein Dritter. — »All' idea di qual metallo!« —

„Und unsere Eisenbahn, wird sie wohl vollendet seyn?“ versetzte ein Vierter. — »Piano, piano!« — So ging es fort, und auf jede Frage erfolgte ein Citat aus den Opern von Rossini, Bellini oder Donizetti. Die Herren Politiker nahmen den Spaß übel auf, waren entrüstet über die Unverschämtheit des Herrn C. und verließen, Einer nach dem Andern, den Saal.

Am andern Morgen in aller Frühe machten die beiden Reisenden sich auf den Weg, um eine Stadt zu verlassen, aus deren Bewohnern sie nicht klug geworden waren. Die Reisewagen aus beiden Hotels rollten davon und schlugen einen und denselben Weg ein. Auf der nächsten Station machten sie Halt, um die Pferde zu wechseln und um ein kleines Frühstück einzunehmen. Tamburini griff nach der Zeitung, die, noch duftend von Druckerschwärze, auf dem Tische lag, und las folgenden Artikel: „Die Hoffnungen der Wähler der Stadt B. sind auf eine schmähliche Weise getäuscht worden... Herr Carottinès kam gestern hier an und wurde von den achtbarsten Bürgern der Stadt zu einem Festmahle eingeladen. Er benahm sich indessen auf eine höchst abgeschmackte und ihm durchaus nicht zur Ehre gereichende Weise. Nachdem er mit unverschämter Uebertreibung den vorgeblichen Accent unserer Gegend zu persifliren sich bemüht hatte, antwortete er auf alle an ihn gerichtete Fragen mit einem Mischmasch von albernen Citaten aus italienischen Opern.

Zu seiner Ehre wollen wir glauben, daß unsere trefflichen Weine ihm zu Kopfe gestiegen waren und seinen Verstand verwirrt hatten; nichts desto weniger hat er uns bitter getäuscht, und wir sind froh, ihn so billigen Kaufes los geworden zu seyn."

Herr C. hatte ebenfalls nach einem Journale gegriffen und las in der „Revue musicale" von B. Folgendes: „Wir haben dem musikalischen Europa eine unangenehme Nachricht zu verkünden. Tamburini singt falsch!... und gefällt sich dazu noch in sehr albernen Späßen. Gestern bei uns eingetroffen und von den achtbarsten Künstlern und Kunstfreunden zu einem Diner eingeladen, hat er sich dabei abgeschmackt benommen, sich zu politischen Kannegießereien verstiegen und alle Anwesenden gelangweilt. Als man ihn bat, etwas zu singen, gab er die Parisienne und Marseillaise zum Besten und detonirte so abscheulich, daß es zum Davonlaufen war. Es ist uns unbegreiflich, wie man einen so berühmten Namen besitzen und doch so falsch singen kann." — Beiden Lesern entfuhr zu gleicher Zeit ein Schrei des Entsetzens, sie erhoben sich von ihren Stühlen, sahen sich an und glaubten sich erkannt zu haben. „Sie sind Herr Carottinès?" — „und Sie Herr Tamburini?" Augenblicklich mußten die Postillone umwenden und die beiden Reisenden nach B. zurückfahren. Hier klärte sich die Verwirrung endlich auf. Tamburini verständigte sich mit den Melomanen und sang ihnen zwei große Arien,

welche unerhörtes Furore machten; er wurde bekränzt und besungen und die „Revue musicale“ nahm ihren Artikel zurück, indem sie Herrn Tamburini unbedingt für den ersten aller jetzt lebenden Sänger erklärte. Herr Carottinès seinerseits hielt eine Rede, die drei volle Stunden währte und als ein Muster von Geist und Beredtsamkeit bewundert wurde. Das Arrondissement erwählte ihn einstimmig zum Deputirten und nannte ihn jetzt einen der hervorragendsten Männer des Jahrhunderts. So lös'te sich eine Verwicklung der sonderbarstrn Art zur allgemeinen Zufriedenheit.

Mackandal.

(Aus dem »Cabinet de Lecture.«)

Ein glänzendes Fest ward veranstaltet auf den reichen und ausgedehnten Pflanzungen, welche Herr von Valéry, ein Franzose, auf der Südküste von St. Domingo besaß. Dieser stolze Colonist war von den Reizen einer seiner Sclavinnen ergriffen und gefesselt worden und wollte jetzt ein Mädchen, das noch vor wenigen Tagen als schüchterne und gehorsame Magd ihm gedient hatte, zum Range seiner Gattin erheben. Die Sclavin hieß Cora. Sie war jetzt geschmückt mit dem Brautkranze, dessen frische Blumen, in ihr schwarzes Haar geflochten, den Reiz ihres schönen Kopfes noch erhöhten. Die Züge ihres Gesichtes trugen das Gepräge eines stillen Schmerzes und in ihrem Auge spiegelte sich der Widerschein einer unterdrückten Thräne. Ohne Theilnahme, ohne Freude schien sie die Glückwünsche ihrer Freundinnen anzuhören, welche jetzt zu ihr traten, duftende Blumen zu ihren Füßen streuten und dann heitere Brautlieder sangen und muntere Tänze aufführten. Cora blieb ernst und still und stand da unter den

fröhlichen Menschen, die sie umgaben, als sey sie eine Fremde, eine aus der geliebten Heimath Verbannte. — Was mochte das Auge des Mädchens wohl so umdüstern? — Sollte der morgende Tag sie nicht reich, mächtig machen und sie erhöhen vor Allen ihres Geschlechtes?

Die Festlichkeiten dauerten bis in die Nacht. Darauf zog sich Cora in ihr einsames Gemach zurück, das sie heute zum Letztenmale allein bewohnen und morgen mit dem glänzenden Schlafzimmer ihres künftigen Gemahles vertauschen sollte.

Da stand nun die trauernde Cora und weinte. Sie schaute hinaus auf die einsamen, von einem lauen Sommernachtswinde durchwehten Savannen, auf die hohen Palmbäume vor ihrem Fenster und auf die frischbegrünten Hügel. Alles war still und feierlich. Cora gedachte der vergangenen Zeit, aus welcher mannichfaltige Bilder wieder auftauchten und vor sie hintraten.

Von ihrer frühesten Jugend an hatte sie den schönen Mackandal geliebt. Beide hatten oft, wenn sie miteinander die einsamen Savannen und die alten, dichtverwachsenen Wälder durchirrten, die Menschen vergessen und gefühlt, sie seyen sich für einander allein eine Welt. „O Cora, — hatte dann Mackandal oft gesagt, siehe dieses stille Thal, das die eilige Welle des Flusses durchzieht, und siehe diese hochstrebende Dattelpalme, deren Stamm meine Arme nicht umfassen können! Hier mögte ich eine Hütte

für uns erbauen; hierher mögte ich Dich führen mit Deinem Vater, daß er mir sage: „Mackandal, Du bist mein Sohn!" — Da hatte sich Cora gefreut und mit einem Kusse den Geliebten belohnt. Seitdem aber die Schönheit der Indianerin die Augen des reichen Valéry auf sich gezogen hatte, war es den Liebenden nicht mehr erlaubt, ihren vertraulichen Umgang wie bisher fortzusetzen. Jetzt zeigte sich der stolze, wilde und unbezähmbare Charakter des leidenschaftlichen Indianers in seiner ganzen Stärke, und er sträubte sich gegen eines Gesetzes Willkür, das ihm sein theuerstes Gut zu entreißen drohte. Wie der Löwe, der sich in engen Schlingen gefangen sieht, sie zu zerreißen sich bemüht und sein ingrimmiges Gebrülle ertönen läßt, so stieß auch Mackandal seine Wuth und seine Klagen aus. Nichts konnte ihn besänftigen. Vergebens suchte Cora, ihn zu trösten; er wies sie zurück mit kalten und höhnischen Worten. „Laß mich allein," hörte man ihn sagen. „Dein Anblick gießt Gluth, Zorn und Rache in meine Seele. Du hast mich nie geliebt und von den Weißen, den gleißenden Schlangen, hast Du die Heuchelei gelernt. Der verhaßte Valéry hat Dein Herz gewonnen durch sein Geld und seine Schmeicheleien. Da muß Mackandal freilich weichen." Da sah ihn Cora mit einem Blicke der Liebe an, dem er nicht widerstehen konnte; er wurde weicher und rief: „O Mädchen, verrathe mich nicht, vergiß mich nicht! Hast Du mir nicht

ewige Liebe geschworen? Und wirst Du jemals ein Herz finden, das Dich so lieben wird wie das meinige? Aber wenn Du mich dennoch verrathen wirst, — wenn Du vergessen könntest — wenn Du — —" Hier hielt er inne und faßte Cora's Hand. Das Mädchen erbebte und schlug die Augen nieder, denn Mackandals Worte waren drohend und aus seinen dunkeln Augen leuchtete ein verzehrendes Feuer. Cora wußte, auf was solche Worte und solche Blicke hindeuteten; sie kannte Mackandal. Da der reiche Valéry Ursache hatte, von dem Zorne und der Leidenschaftlichkeit Mackandals Manches zu fürchten, so hatte er denselben in ein Gefängniß werfen lassen. Wer aber vermag einen wilden Bergstrom zu hemmen? — Abends hatte man den Indianer eingeschlossen, am andern Morgen war er verschwunden und seine Wächter lagen erschlagen an der Schwelle des Kerkers. Jetzt wagte es Cora nicht länger, ihre Liebe zu Mackandal zu bekennen; sie wollte gerne den Mörder hassen und verachten und doch vermochte sie es nicht. Lebhafter drang jetzt Valéry in sie; ihr Vater befahl und drohte. Noch einige Zeit widerstand Cora, dann gab sie endlich nach. So war jetzt der Vorabend ihrer Vermählung gekommen; aber das Herz der Braut war betrübt und sie zitterte vor dem morgenden Tage.

Es war Nacht und Cora stand weinend am Fenster. Sie gedachte der Vergangenheit und träumte einen schmerzlichen Traum der Erinnerung,

und dann sah sie in die dunkeln Tage hinein, die vor ihr lagen, und alle waren düster und schienen sie mit gespenstigen Augen anzusehen.

Die geöffneten Laden ihres Gemaches ließen den Nachtwind ein, der die Wohlgerüche einer südlichen Vegetation herbeiführte. Eine Lampe warf schwankendes Licht auf die Wände des Zimmers. — Jetzt trat Cora von dem Fenster zurück und legte sich zum Ausruhen auf die weichen Polster eines Sopha's. Ermattet von den Anstrengungen mehrerer schlaflosen Nächte, sank sie bald in Schlummer. Er dauerte aber nicht lange. Ein schrecklicher Traum weckte sie bald wieder auf; erschrocken sprang sie von ihrem Lager und eilte dem Fenster zu, um freie Luft zu schöpfen und sich zu stärken an den Düften der Nachtblumen. Plötzlich aber fuhr sie zusammen und stand da, unbeweglich wie ein Marmorbild. — Vor der erschrockenen Jungfrau bewegte sich eine hohe Gestalt. Sie war in einen weiten Mantel gehüllt und ein Hut mit breitem Rande bedeckte ihr das Gesicht. Düster schauete sie um sich her. Der riesenhafte Wuchs und die drohende Gestalt verkündeten den stolzen — Mackandal. Cora wollte, sich von ihrem Schrecken wieder erholend, den Mann zurückdrängen und die Laden des Fensters verschließen; aber es war zu spät. Schon war der Mann im Zimmer.

„Mackandal, mein Freund!“ stammelte Cora.

„Mackandal!“ antwortete eine ernste, tiefe Stimme.

„Wer ist Mackandal? Das ist ein alter, längstverklungener Name, und wer ihn noch nennt, der weckt die bösen Geister auf. Mackandal? Nenne diesen Namen nicht, wenn Dir Dein Leben noch lieb ist. Auf diesem Namen ruht ein Fluch und der ihn einst trug, hat ihn verwünscht. Und doch — gab es eine Zeit, wo er so schön war, wo ich mich sehnte, von diesen Lippen ihn nennen zu hören, wie der Bewohner der glühenden Sandsteppen sich sehnt nach dem kühlen Hauche des Abendwindes. Das Alles ist nicht mehr. Mackandal ist ausgelöscht aus der Liste der Glücklichen; aber Cora lebt noch. Und sie trägt eine Brautkrone in den schönen Locken! Herab damit!" Er riß den Kranz aus Cora's Locken und warf ihn zur Erde.

Flehend sah sie den finstern Mann an und sprach: „Ach, Mackandal! Du bist grausam und thust mir Unrecht; ich bin unschuldig."

„Rede leiser," sagte Mackandal, „damit Niemand uns höre. Zwar fürchte ich Keinen, aber es wäre mir leid, wenn wir gestört würden und wenn ich die letzte Unterredung, die wir mit einander haben werden, mit dem Blute eines Neugierigen bezahlen müßte. Antworte mir jetzt auf meine Fragen; aber rede wahr! Was ist heute geschehen?"

„Ach, Mackandal!"

„Antworte, oder —"

„Ach! ich mußte; mein Vater zwang mich; ich hatte keine Wahl."

„Weiter!“

„Aber ich schwöre Dir's, ich bin unschuldig.“

„Weiter!“

„Ach! ich bin — bin morgen Valéry's Weib.“

„Halt' ein! Du hast Dein Urtheil selber Dir gesprochen und Deine Stunde hat geschlagen.“

„O, erbarm' Dich meiner!“ ruft sie und sinkt zu seinen Füßen.

„Deiner mich erbarmen? — Und hast Du auch meiner Dich erbarmt? Geh', Du Treulose! Du hast mich hinausgestoßen in die Einöde. Da bin ich lange umhergeirrt und habe es den alten Göttern meines Vaterlandes gelobt, daß ich mich rächen würde. Du mußt sterben!“

Mackandal zog einen Dolch unter dem Mantel hervor. Da nahm Cora ihre letzte Kraft zusammen, umschlang fester die Knie des Drohenden, beschwor ihn bei ihrer alten Liebe und war unendlich reizend in ihrem Schmerze und in ihrer Verzweiflung. Sie sprach: „O Mackandal, mein Bruder, mein Geliebter, willst Du die Gespielin Deiner Kindheit, die treueste Freundin Deiner Jugend, willst Du die tödten? Bist Du ein Tiger geworden? — Ich bin ja unschuldig und liebe Dich noch mit eben der Innigkeit wie damals, als wir beisammen saßen im Schatten der alten Dattelpalme. Das Mißgeschick hat mich von Dir gerissen, aber mein Herz bleibt Dir treu. Ist es meine Schuld,

daß ich gehorchte, wo ich gezwungen wurde? Wer stand mir zur Seite? Wer half mir? Hatte mich nicht Alles — hatte mich Mackandal selbst nicht verlassen? Klage Dich an, nicht mich! Mich haben die Reichthümer Valéry's und seine vielleicht erheuchelte Liebesbezeugung nicht bestochen. Dich, mein Mackandal, habe ich stets geliebt. Darum verschone die unschuldige Cora!"

So sprach das erschrockene Mädchen und in ihren Worten lag so viel Zauber der Beredsamkeit, daß der strenge Mackandal es nicht vermochte, sein blutiges Vorhaben auszuführen. Er hielt inne und sah die Unglückliche, die ihm jetzt unendlich reizend erschien, lange und nachdenkend an. Es schien, als wären die Bilder vergangener Zeiten, die Erinnerungen alter, seliger Liebe plötzlich vor ihn getreten; er wurde weicher, ließ den Dolch sinken, hob die Flehende auf und sagte: „Nun wohlan, Cora, ich will Dir glauben! So habe ich also meine Cora nicht verloren, so habe ich sie verkannt? O Du geliebtes Mädchen, so habe ich Dich wieder und mit Dir den Frieden meiner Seele, das Glück meines Lebens! Aber jetzt ist auch die Zeit da, daß Du mir Beweise Deiner Liebe giebst. Der neue Morgen darf Dich nicht mehr hier finden, damit man Dich nicht hinschleppe zu den Altären, das Bündniß mit Valéry zu beschwören. Komm und folge mir; laß uns fliehen in die Freistätte der Wälder und laß uns eine Hütte bauen im Thale, das weit

von hier hinter dem Berge liegt. Zaudere nicht, Cora, Mackandal wird Dich schützen!"

„Nein, Mackandal, folgen werde ich Dir nicht. Wie könnte ich meinen Vater verlassen und ihn dann dem Zorne des stolzen Franzosen überliefern? Er hat mir so viel Liebe erwiesen seit meiner Kindheit, und ich sollte ihm dafür mit Undank lohnen? O, verlange das nicht von mir!"

„Wie, Cora, Du liebst mich, und willst mir nicht folgen? Ist das Liebe? Für Deinen Vater sey unbesorgt; ich will ihn, wenn man ihn in einen Kerker wirft, befreien, seine Wächter erschlagen und ihn dann zu uns bringen."

„Fliehe, fliehe! Du bist ein Mörder; Deine Hände sind mit Blut bespritzt. Ich werde Dir nimmermehr folgen." Bei diesen Worten stieß sie Mackandaln, der, von seiner brausenden Leidenschaft ergriffen, plötzlich seinen Dolch zuckte, zurück, riß sich gewaltsam von ihm los und eilte dem noch immer offenen Fenster zu, um sich durch einen Sprung aus demselben zu retten. Umsonst! Mackandal hatte sie mit starkem Arme schon wieder erfaßt und riß sie zurück. Cora stieß einen Schrei der Verzweiflung aus. — „Zu Hülfe, zu Hülfe!"

Da fuhr ein Blitzstrahl von Wuth durch des Indianers Seele; seine Augen leuchteten. Jetzt schwang er den Dolch. „O Mackandal, Mackandal!" stöhnte Cora und sank nieder. Der Stoß hatte gut getroffen. Der wilde Barbar beugte sich über die

Sterbende und sprach mit leiser, dumpfer Stimme: „So rächt sich Mackandal!"

Jetzt vernahm man den Fußtritt von herbeieilenden Menschen. Noch ein Mal sah der Indianer die sterbende Cora an und schien bewegt. Die Tritte kamen näher. Da sprang er durch das Fenster in den Garten; man hörte seine Tritte; man eilte ihm nach, aber man fand ihn nicht. Er war auf der Savanne verschwunden und wurde nie mehr gesehen.

Die vier Nanteser.

(Aus der Revue de l'Ouest.)

Die Revolution war ihrem Beginne nahe. In der Bretagne, dieser Provinz, deren Bewohner am Alten so fest hielten, hatte sich noch Nichts umgestaltet und Alles war so ruhig geblieben, wie zuvor. Aber die schweren Gewitterwolken zogen näher, und bald sollten sie sich auch hier entladen.

Da war nun eben zu Nantes, in dem Saale des Oratoriums, die jährliche Preisaustheilung gehalten worden. Mancher Jüngling war glücklich gewesen und manches Mutterauge hatte sich mit Thränen der Rührung gefüllt. Jetzt verkündete der Ton der Glocke, daß das Fest zu Ende sey; die Anwesenden zogen sich zurück und immer leerer wurde der weite Saal. Nur wenige Personen sah man hier und dort in zerstreuten Gruppen. In einer Ecke stand ein Oratorianer von ohngefähr achtundzwanzig Jahren; seine Züge waren voll Würde und seine Haltung voll edlen Anstandes; er hatte seinen Arm auf das Fußgestell einer Bildsäule Ludwig's XVI. gestützt und sah nachdenkend auf drei junge Leute

hin, von denen der älteste kaum fünfzehn Jahre zählen mochte. Des Oratorianers Gesicht war blaß und hager und sein Körper schlank; aus seinen Augen strahlte ein scharfblickender Geist und er schauete mit dem Späherblicke eines Inquisitors umher; sein Lächeln hatte etwas Höhnisches und Bitteres; sein ganzes Wesen endlich trug durchaus keine Spur von dem Frieden und der Verklärung des Klosters, sondern nur die Zeichen der Weltlichkeit waren darin sichtbar. „Nun, meine jungen Freunde, das war heute ein schöner Tag. Nicht wahr? Wir trennen uns jetzt und Ihr vergeßt mich vielleicht bald; aber ich werde noch oft an Euch denken, denn ich liebe Euch. Du, mein Freund, — sprach er, indem er sich zu Einem der Drei wendete — Du wirst jetzt aus den engen Stuben unseres Oratoriums hinaustreten in die weite Welt und wirst von Deinen schönen Kenntnissen einen recht tüchtigen Gebrauch machen. Das trau' ich Dir zu."

„Ich möchte es gerne — antwortete der junge Mensch. — Aber wird es mir je erlaubt seyn? Ich werde bald mein schönes Latein vergessen haben und der Rhetorik auch nicht mehr bedürfen; denn mein Onkel will mich zum Parfümeur, machen und ich soll meine Lebenstage zwischen Pomadetöpfen und Riechfläschchen verbringen. Ein trauriges Loos! Lieber wäre ich bei'm Latein geblieben und einmal ein Gelehrter oder, was ich allem Andern vorzöge, ein A r z t geworden."

„Ein schöner Stand fürwahr, wenn man Geist genug besitzt, ihn recht aufzufassen!" — bemerkte der ernste Oratorianer.

„Ein Arzt werde ich nie," sagte der Zweite. „Was gilt ein Arzt? Schlösser möchte ich besitzen, Gärten und Ländereien; ich möchte auf dem Meere Schiffe haben und weitausgedehnte Geschäfte machen; es müßten mir Schätze und Diener zu Gebote stehen. Aber ach! Das sind Alles eitle, nichtige Träume, von denen sich nie ein einziger erfüllen wird. Ich bin verurtheilt, ein Spezereikrämer zu werden und in einem dumpfen Laden meine Jugend zu vertrauern; da soll ich Kaffee und Zucker abwiegen und mich an der Strazza abquälen. Pfui! mir graut dafür."

„Warum wollt ihr Leutchen aber auch so hoch hinaus?" — sagte der Oratorianer. „Da lob' ich mir Euren Kameraden da; der ist nicht so ehrgeizig und wird höchstens einmal Hauptmann von tapfern Soldaten."

„Ja wohl, Hauptmann, aber noch lieber General. Es leben die Soldaten, die führen ein freies Leben."

„Also auch Du bist ehrgeizig und strebst nach Höherem? Sonderbare Menschen! — Nun, es wird die Zeit der Schlachten kommen und sie ist vielleicht näher, als Du glaubst."

„Wohl" — begann jetzt wieder der älteste von den drei jungen Leuten — „wohl treten wir erst

in's Leben und in die Welt hinein und mancher Sturm mag uns noch erwarten. Ihr habt solches nicht zu fürchten; denn Ihr lebt im stillen Kloster, habt Euer Herz verschlossen den Sorgen und dem Ehrgeize der Welt und habt mit ihr Eure Rechnung abgethan."

Der Oratorianer seufzte, sah nachdenkend vor sich hin und sein Gesicht nahm einen eigenen Ausdruck von Rührung und Verstimmung an; er sprach: „Meine jungen Freunde, es wird noch mancher Tag und manche Nacht kommen, und wer weiß, was geschehen kann. Des Lebens Wege sind gar sonderbar. So habe ich ein Seemann werden sollen und bin nun ein Mönch. Sonderbar! — Und beinahe wäre — —. Ja, vielleicht —; ich sage Euch" —: Er hielt einige Minuten inne und fuhr dann fort: „Lebt wohl, junge Freunde! Der Mensch denkt, Gott lenkt! Wir werden uns, das glaube ich fest, später noch einmal wiedersehen, und zwar in ganz andern Verhältnissen, als jetzt. Ich sage Euch, es werden große Dinge geschehen. Lebt wohl!"

Er entfernte sich schnell.

Ein Jahr darauf saß der Erste der drei jungen Leute in der Bude seines Onkels und träumte zwischen Puderschachteln und Pomadetöpfen von der Zukunft; der Zweite stand im Laden, wog Lichter ab und verkaufte Zucker, und dachte dabei, wie er es wohl besser haben könnte, wenn er nur reicher wäre; der Dritte trat als Freiwilliger zu einem Regimente und

der Pater Oratorianer explicirte nach wie vor sein »beatus ille qui procul negotiis« des alten Horatius.

Die Zeit ändert Alles. Noch ein paar Jahre später hatte der Erste seine Pomadetöpfe, der Zweite seine Zuckerhüte, der Dritte seine Vaterstadt und der Vierte sein Oratorium verlassen. Alles war anders geworden; es hatten sich Ansichten, Grundsätze und mit ihnen die Ereignisse geändert. Was jetzt geschah mit den vier Nantesern wollen wir hier nicht erzählen, denn es würde zu weit führen. Die Geschichten aus jener Zeit sind reich an Wechsel und Begebenheiten.

Zwanzig Jahre nach jenem Tage der Prüfung im Oratorium zu Nantes fanden die vier Nanteser sich wieder in der stolzen Hauptstadt von Frankreich. Wie verändert hatte sich seitdem Alles! Die Prophezeihung des Oratorianers war eingetroffen. Alle hatten mancherlei Schicksale erduldet und waren auf sonderbare Weise gerade dahin geführt worden, wohin sie zu gelangen schon damals gewünscht hatten. Der Erste war Soldat, Chirurg, Arzt, Professor und endlich Mitglied der Akademie der Medicin geworden. Der Kaiser hatte ihm Würde und Titel verliehen und ihn seiner Freundschaft nicht unwerth gehalten; die Dichter hatten seine Uneigennützigkeit, seine Menschenliebe und seine Aufopferung besungen; ganz Europa hatte ihn aus seinen Schriften kennen gelernt und in Asien und Afrika war sein Name bekannt geworden. — Es war der Arzt Pariset.

Der Zweite, welchem sein Spezereiladen bald zu enge wurde und den sein Speculationsgeist zu Unternehmungen antrieb, hatte sich erst als kleiner, dann als großer Lieferant hervorgewagt, war Agioteur und endlich Generallieferant für die Armeen geworden. So war er zum Besitze eines ungeheuren Vermögens gekommen und besaß, was er einst als Knabe schon so sehnlich gewünscht hatte, Paläste, Gärten, Diener und prächtiges Hausgeräthe. Um seine Gunst bewarben sich die Großen und mit seinem Gelde wurden Kriege geführt und Armeen gerüstet und man nannte ihn den reichen Finanzier Ouvrard.

Der Dritte und jüngste von den Dreien war zuerst dem General Hoche in die Vendée gefolgt, hatte dann unter Massena bei Zürich gestritten, darauf in Oestreich unter den größten Feldherren des Jahrhunderts, bei Jena, an den Ufern der Beressina, bei Hanau, unter den Mauern von Paris und endlich bei Waterloo mit Tapferkeit gefochten. — Er war es, der die alten Legionen, vor denen Europa so lange gezittert, anführte; er war es, der bei Waterloo die Fahnen des großen Kaisers nicht sinken ließ und der ausrief: „Die alte Garde stirbt, sie ergibt sich nicht." — Das war der General Cambronne.

Und der Oratorianer? Aus ihm war ein wilder Clubredner, dann ein Deputirter des Convents, darauf ein Proconsul, ein Gesandter, ein

Minister, ein Senator und ein Herzog geworden. Darauf hatte man ihn den, welcher ihn erhoben, stürzen gesehen; das Staatsruder war in seine Hand gekommen; er unterhandelte mit fremden Mächten; er erschien wieder mit seinem alten Herrn, gegen den er, wo es Noth that, aufzutreten wußte; er schrieb den Ständeversammlungen Gesetze vor, beherrschte die Ansichten und lenkte, wie es ihm beliebte die öffentliche Meinung. Ferner hatte man ihn, als Chef der provisorischen Regierung, das Schicksal von Frankreich in seinen Händen halten, mit den alliirten Mächten capituliren, als Vermittler zwischen Frankreich und dessen König auftreten, der Monarchie drohend gegenüberstehen, die Zügel des Staates ergreifen und vierzehn Millionen aufhäufen gesehen.

Der Oratorianer, der vor zwanzig Jahren das »beatus ille qui procul negotiis« seinen Schülern explicirt hatte, war — Fouché.

Das Ohrgehänge.

(Nach Marie Aycard.)

I.

Ein reicher Weinhändler, der in Burgund und an der Garonne mehrere ausgedehnte und vorzügliche Weinberge besitzt, und dessen Keller mit trefflichen Erzeugnissen seiner eigenen Güter stets gefüllt sind, Herr Laugier, ein Mann, der über die Sechzig hinaus ist, frühstückte in dem hinteren Theile seines Weinladens mit einem Freunde, der dasselbe Geschäft treibt, aber jünger ist, als jener. Sie versuchten eben ein gutes Gläschen d'Arbois und rühmten die Qualität des Getränkes, als ein unerwartetes Geräusch sie störte. Nach der Ursache forschend, fanden sie, daß vierzig bis fünfzig Flaschen umgestürzt und zersplittert waren; und die Ursache des Schadens lag in der Ungeschicklichkeit einer alten Dienerin. Herr Laugier unterdrückte mit sichtlicher Anstrengung seinen Verdruß und suchte sich zu fassen. Während die Dienerin die Scherben zusammenlas und den auf dem Boden umherfluthenden Wein mit einem groben Tuche auftupfte, sagte der Freund, daß er

eine Person, die ihm einen so ansehnlichen Schaden zugefügt hätte, nicht länger im Hause behalten würde, und zugleich berechnete er den Verlust, den Herr L. eben erlitten hatte; er schloß mit den Worten: „Ich begreife Ihre Nachsicht gegen diese Person nicht. Sie sind sonst so strenge und so heftig, und haben schon manchen Aufwärter wegen weit kleinerer Fehler aus dem Dienste geschickt; woher Ihre Mäßigung in diesem Falle?" — L. erwiederte: „Schweigen wir davon, aber um Sie und mich auf andere Gedanken zu bringen, erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Geschichte erzähle, die wohl Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth seyn dürfte." Der Freund füllte sein Glas, that einen guten Zug und bat darauf, die Geschichte, wenn sie nicht allzu lange wäre, zu beginnen, worauf Herr L. Folgendes erzählte:

„Im Jahre 1805 war der Eigenthümer dieses Weingeschäftes ein gewisser Herr Caillot, ein alter Burgunder, schlau und geizig, welcher sich ein ansehnliches Vermögen erworben hatte. Er wollte damals, um sich in Ruhe zu setzen, sein Geschäft verkaufen und zugleich bei dieser Veranlassung seine noch sehr jugendliche Tochter an den Mann bringen. Das Geschäft war gut, die Tochter hübsch und freundlich, und so konnte es denn an Liebhabern für Beide nicht fehlen. Caillot hatte in seinem Magazin einen jungen Mann, ehrgeizig und thätig, welchem sowohl die Tochter, wie auch das Geschäft zusagten, und dieser hatte damals eine kleine Erbschaft gemacht, die ihm

zu statten kam. Ohne in Mademoiselle Caillot verliebt zu seyn oder für sie zu schwärmen, glaubte er doch, da er sie als ein braves und ordentliches Mädchen kannte, mit ihr ganz vergnügt und glücklich leben zu können. Er war ein praktischer Kopf, und sah die Ehe als ein Bündniß der Freundschaft und des gemeinsamen Vortheils an. Eines Morgens ließ ihn Herr Caillot zu sich rufen und sagte: „Du wirst nun bald einen neuen Herrn bekommen, Jacques."

„Und warum dies, Meister?"

„Weil ich mein Geschäft verkaufe und meine Tochter verheirathe."

„Mit wem denn? wenn ich fragen darf."

„Mit einem gewissen Herrn Durand, einem braven Manne, der viel blanke Thaler hat, was ihm und mir gut zu statten kommt."

„Und Mademoiselle Margaretha?"

„Die wird mir schon gehorchen, denn sie ist ein folgsames Kind, hat noch nie einen Roman gelesen und noch keine Liebschaft gehabt. Ich kenne nur einen einzigen Fehler an ihr; sie putzt sich gern, aber das wird schon aufhören, wenn sie einmal Kinder zu wiegen hat."

„Ist die Sache schon in's Reine gebracht?"

„Morgen wird es geschehen; doch was kann Dir daran gelegen seyn?

„Ei nun, wenn es Ihnen recht wäre, so könnte auch ich Ihre Tochter heirathen und Ihr Geschäft kaufen."

„Was, Du willst mein Geschäft kaufen? Meinst Du, daß so wenig dazu gehört und daß ich meine Tochter einem armen Menschen geben werde? Es sind wenigstens fünfzehn Tausend Francs erforderlich, um mein Schwiegersohn zu werden."

„Hierauf zog Jacques eine alte Brieftasche hervor, öffnete sie bedächtig und sprach: „Sie wissen, Meister, daß ich etwas gelernt habe und mich vor keiner Arbeit fürchte; wenn Sie mich ein wenig unterstützen wollen, so können wir Handels einig werden. Sehen Sie, ich habe sieben Tausend Francs und lege Ihnen solche in sieben Bankbillets hiermit vor. Würdigen Sie mich Ihres Vertrauens, Sie werden es nicht zu bereuen haben."

„Herr Caillot war überrascht. Er nahm jedes der Bankbillets zur Hand und betrachtete es genau; dann legte er sie wieder zusammen und gab sie dem jungen Manne mit den Worten zurück: „Ganz in der Ordnung, die Papiere sind gut! ich bin aber nie ein Freund von halben Geschäften gewesen, und gebe nicht gerne Kredit. Es kann sich zwischen heute und morgen Manches ändern, und wer wollte mir Gewißheit geben, daß Alles nach Wunsch ausfällt. Du thust am besten daran, lieber Jacques, wenn Du Dir eine andere Frau suchest." — Bei diesen Worten entfernte er sich schnell und ließ den verdutzten Jacques stehen."

„Jacques legte seine Papiere wieder in die Brieftasche und ärgerte sich über den Eigennutz und das

Mißtrauen dieser Krämerseelen, die nichts kennen, als den eigenen Vortheil und die eigene Sicherheit. In dieser verdrießlichen Laune nahm er eine Flasche Wein und trank ein Glas, dann ein zweites und ein drittes. Rascher fing das Blut zu wallen an, lebhafter bewegten sich die Gedanken. Er bat einen seiner Collegen, für ihn das Magazin zu hüten, nahm Hut und Stock und entfernte sich. Bald befand er sich im Palais-Royal, dessen weite Räume er in heftiger Aufregung durchschritt."

„Das Palais-Royal enthielt damals mehrere privilegirte Spielzimmer, und Jacques befand sich jetzt vor einem derselben; es war dies das bekannte No. 113. Der Wein hatte ihn in ungewöhnliche Aufregung gebracht und seine Besonnenheit etwas getrübt. Um sich die Zeit zu vertreiben, und um auch seine Neugierde zu befriedigen, trat er in das bezeichnete Lokal. Das aufgehäufte Gold verblendete seine Augen, er verfolgte einige Zeit lang den Gang des Spiels, und begriff leicht die an das rouge und noir geknüpften Chancen. Bald befreundete er sich mit dem Gedanken, sein Glück einmal zu versuchen; er kämpfte mit sich selbst, und dachte an die Möglichkeit des Verlustes. Seine Unruhe stieg, und die Hoffnung des Gewinnes trug endlich den Sieg davon. War das Glück ihm günstig, so konnte er Herrn Caillot's Schwiegersohn werden. Er öffnete die Brieftasche und holte ein Bankbillet heraus. Lange hielt er es in seiner zitternden Hand, bis

endlich die Leidenschaft siegte und er es auf den grünen Teppich warf. Jetzt hörte und sah er nichts mehr von dem, was um ihn her vorging; es nebelte vor seinen Augen und alle Besinnung schien ihn verlassen zu wollen. Er hatte auf rouge gesetzt. Plötzlich rief ihm einer der Anwesenden zu: „Wollen Sie immer auf rouge bleiben? das ist nicht gut gethan, denn es ist schon drei Mal herausgekommen."

„Schon drei Mal? Ist es möglich, und was ist aus meinem Bankbillet geworden?"

„Nehmen Sie doch den Gewinn und zögern Sie nicht länger. Sie haben 1000 Frcs. gesetzt und gewonnen. Den Satz stehen lassend, hat er sich zwei Mal verdoppelt, und nun eilen Sie, die Gaben der launigen Fortuna schnell an sich zu ziehen."

„Jacques war wieder zu sich gekommen. Er faßte die gewonnenen Banknoten und zog sie zurück. In demselben Momente ertönte des Croupiers verhängnißvolles rien ne va plus — und dies Mal kam noir. Hätte Jacques noch einen Augenblick gezögert, so wäre Alles wieder verloren gewesen."

„Mit seinem gewonnenen Schatze verließ Jacques No. 113, und ohne sich lange Zeit zu nehmen, über sein wirklich höchst seltenes Glück nachzudenken, verfügte er sich zu Meister Caillot, den er im Geiste schon als seinen Schwiegervater betrachtete. Er war indessen klug genug, einzusehen, daß es nicht rathsam seyn würde, demselben den Verlauf seiner Glücks-

geschichte zu entdecken, da er leicht in den Verdacht, ein Spieler zu seyn, hätte gerathen können. Jacques nahm daher zu einer Nothlüge seine Zuflucht, und sprach zu Caillot: „Nun, Papa Caillot, da Sie so geizig sind, und mir durchaus nichts erlassen wollen, so muß ich Ihnen die ganze Summe bringen, die Sie verlangen. Hier ist sie."

„Wenn du die 15,000 Frcs. wirklich besitzest, so gebe ich Dir meine Tochter lieber, als dem Durand. Jedenfalls scheinst Du Kredit zu haben, und bei'm Kaufmann ist Kredit so gut, wie baares Geld."

„Ich schwöre Ihnen, daß dieses Geld mir gehört, und daß ich keinen Sous geliehen habe. Ich bin nur zu meinem Notar gegangen, und habe bei ihm den Rest des mir noch zugehörenden Vermögens geholt. Dies ist der einfache Zusammenhang der Geschichte." Nun wurde der Heirathsvertrag genauer besprochen und in seinen einzelnen Punkten festgestellt, worauf Papa Caillot den jungen Leuten erlaubte, einen Spaziergang miteinander zu machen. Obwohl sie schon seit Jahren unter demselben Dache wohnten, so hatten sie doch von Liebe noch nicht miteinander gesprochen, und ihr Verhältniß war ein höchst unbefangenes. Arm in Arm verließen sie das Haus. Jacques glaubte dem jungen Mädchen etwas Artiges sagen zu müssen, und erzählte daher, daß er schon lange eine stille Neigung für sie hege und nun glücklich sey, dem Ziel seiner Wünsche so nahe

zu stehen; auch zweifle er nicht, daß sie recht vergnügt zusammen leben und durch Fleiß und Sparsamkeit ihr kleines Vermögen verdoppeln würden. Unter mancherlei Gesprächen waren sie in das Palais-Royal gekommen, hatten schon einen Theil seiner Arcaden durchschritten und befanden sich nun vor dem Magazin eines Uhrmachers."

„Margarethe rief plötzlich: „Sehen Sie doch, Herr Jacques, was für schöne Uhren!" Margaretha betrachtete eine herrliche kleine Damenuhr, die mit Edelsteinen ziemlich reich garnirt war. Jacques ging nicht viel darauf ein, und setzte seine Promenade fort. Bald kamen sie an den Laden eines Juweliers, wo das junge Mädchen ein paar mit Diamanten besetzte Ohrgehänge bewunderte. Sie machte ihm den Vorschlag, dieselben als Brautgeschenk für sie zu kaufen, und fügte hinzu, daß ihr dieses vor Allem das Liebste sey, und daß sie es ihr ganzes Leben als ein Liebeszeichen der Erinnerung tragen und in Ehren halten würde. Jacques konnte nicht umhin, mit ihr in den Laden des Juweliers zu treten, um seine Braut bei guter Laune zu erhalten; doch hatte er nicht die Absicht, das Ohrgehänge zu kaufen."

„Der Kaufmann holte den verlangten Gegenstand hervor und überreichte ihn mit Artigkeit dem jungen Mädchen. Als sie den Schmuck genauer betrachtete, und die Schönheit desselben angestaunt, als sie die Lobpreisungen des Kaufmanns vernom-

men hatte, verdoppelte sich ihr Wunsch, eine so schöne Gabe zu besitzen, und Jacques fragte gleichgültig nach dem Preis des Schmuckes. Der Juwelier erwiederte: „Die Diamanten sind gegenwärtig sehr beliebt, und werden von den Frauen unserer Generale und Marschälle getragen. Der erste Konsul ist ihnen sehr zugethan und hat diesen Geschmack aus Aegypten mitgebracht. Ich habe einen ganz ähnlichen Schmuck erst gestern für 900 Frcs. verkauft, aber ich will Ihnen diesen für 800 Frcs. lassen. Das ist sehr billig und der äußerste Preis." — Jacques trat einen Schritt zurück, zog Margarethen mit Gewalt nach sich und sagte, daß er sich die Sache überlegen und demnächst wiederkommen wolle. Beide sprachen längere Zeit kein Wort miteinander und Jacques fühlte wohl, daß seine Braut sehr verstimmt war. Er durfte ihr die erste Bitte, die sie an ihn richtete, nicht wohl abschlagen, und hätte er dies gethan, so mußte er befürchten, daß sie Herrn Durand den Vorzug geben werde. Als sie demnach nach Hause zurückgekehrt waren, versprach er Margarethen, ihren Wunsch zu erfüllen, und diese belohnte ihn durch einen zärtlichen Händedruck. Herr Caillot erfuhr nichts von dem, was vorgegangen war."

Bayerische
Staatsbibliothek
München

II.

„Jacques konnte nicht umhin, seine Betrachtungen über das etwas sonderbare Begehren von Mademoiselle Margaretha anzustellen, und er sagte zu sich: „Ohrgehänge im Werth von 800 Frcs. mögen sich für Frauen von Generalen und Banquiers passen, aber nicht für Frauen von Weinkrämern; Jeder bleibe bei seinem Stande und treibe keinen Aufwand, der ihm nicht zukommt. Indessen habe ich es ihr versprochen, ihre erste Bitte zu erfüllen, und bin nun in nicht geringer Verlegenheit. Das Heirathen ist doch ein gar kostspieliges Ding, und es kommen tausend Ausgaben, an die man nicht gedacht hat. Die Braut verlangt einen Schmuck, die Hochzeit muß festlich begangen werden, die Gerichte und Geistlichen halten die Hand auf, und wer weiß, wozu noch Geld nöthig seyn wird. Die 15,000 Frcs. für Herrn Caillot reichen nicht aus, und ich muß wahrhaftig in Zeiten dafür sorgen, noch ein kleines Sümmchen herbeizuschaffen, woher es auch kommen möge. Man muß doch mit einem gewissen Anstand in die Ehe treten, und darf sich vor der Welt nicht blamiren."

„Es war sehr natürlich, daß Jacques daran dachte, es mit Fortuna noch ein Mal zu versuchen. Sie war ihm ja das erste Mal so günstig gewesen und hatte ihm so wohlwollend gelächelt, warum sollte sie das zweite Mal ihn verstoßen? Sie ist zwar als ein launiges Weib verschrieen, aber man

Bayerische Staatsbibliothek München

thut ihr Unrecht, und wer nichts wagt, der gewinnt nichts. Er begab sich demnach des andern Tages nach No. 113, mit dem Vorsatz, heute noch ein Mal und dann nie wieder zu spielen. Als er eintrat, begrüßte ihn der Croupier mit einem ganz eigenthümlichen Lächeln, welches Jacques für eine glückliche Vorbedeutung nahm. Einige Minuten lang sah er dem Spiele zu, um sich mit den Wechselfällen desselben zu befreunden und um die nöthige Besonnenheit zu gewinnen, dann warf er ein Bankbillet auf das ihm so günstig gewesene rouge. Er verlor. Fataler Umstand! Jetzt konnte er nicht mehr stehen bleiben, er mußte weiter gehen, denn wie sollte er nun Herrn Caillot bezahlen? Zwei andere Bank-Billets aus der Brieftasche holend, warf er sie in hastiger Aufregung auf den grünen Teppich. Das Glück war ihm günstig, und er ließ den Satz stehen. Da verlor er von neuem. Der Croupier warf ihm einen ermuthigenden Blick zu, und Jacques leistete ihm Folge, indem er bei sich selbst sprach: „Das rouge verläßt mich, ich will es ein Mal mit dem noir versuchen!“ — Aber das noir brachte ihm Verderben, und in wenigen Minuten war sein ganzer Gewinn von dem Rechen des Croupiers weggerafft; es blieb ihm nur noch das Erbtheil, das ihm ein liebevoller Oheim hinterlassen. Die Vernunft gewann den Sieg, aber bald trat die Leidenschaft um so mächtiger wieder hervor, und vergebens sagte er, daß es doch besser sey, sich mit

Wenigem aus einem Schiffbruche zu retten, als ganz unterzugehen. „Nein!“ rief er, „die Schande wäre zu groß für mich, ich würde sie nicht ertragen können, und was soll dann Herr Caillot und seine Tochter von mir halten? Würde ich ihnen noch unter die Augen treten können? Ich wage Alles, und das Glück wird sich dem Kühnen günstig erweisen. Ich will siegen oder untergehen!“ — Er holte darauf sein kleines Erbtheil hervor, und kaum hatte er Zeit zu weiteren Ueberlegungen, so war schon das letzte seiner Bankbillets in den Händen des Croupiers.“

Nach einer Pause fuhr Herr Laugier in seiner Erzählung also fort:

„Es wäre mir nicht möglich, mein werther Freund, Ihnen den Zustand zu schildern, in welchem der unglückliche Jacques sich jetzt befand. In der ersten Aufwallung wollte er den Spieltisch umstürzen, den Croupier ermorden und blutige Rache nehmen; dann aber sah er die Thorheit und Unmöglichkeit eines solchen Vorhabens ein, unterdrückte seine Wuth und verließ eiligst das Spielzimmer, in welchem er die ganze Stufenleiter der Hoffnung und Verzweiflung, des Glücks und des Unglücks durchgemacht hatte. Die Arkaden eilig durchschreitend, kam er auch an dem Magazin des Juweliers vorüber, dessen verhängnißvolles Ohrgehänge ihm all' dieses Leiden bereitet hatte. Dieser stand unter der Thüre, erkannte, begrüßte ihn und rief: „Nun, mein Herr, wie steht's mit unserm Handel? Sie

haben keine Zeit zu verlieren, denn es hat sich noch ein anderer Käufer eingestellt."

„Geh'n Sie zum Teufel mit Ihrem Ohrgehänge und mit all' Ihren Juwelen, die mich in's Verderben gestürzt haben! Ich wollte, wir hätten einander nicht gesehen." — Der erschrockene Kaufmann, der die Aeußerungen des junges Mannes nicht begreifen konnte, trat in seinen Laden zurück, und Jacques stürzte in größter Hast davon. Eine ganze Stunde lang ging er auf dem pont de la nation hin und her, nichts Geringeres im Schilde führend, als seinem Leben durch einen kühnen Sprung ein Ende zu machen. Aber sein guter Genius und der leichte Sinn der Jugend rettete ihn. Erst spät am Abend kehrte er nach Hause zurück, schlich ganz stille und unbemerkt in sein Dachstübchen, packte seine wenigen Effekten zusammen und schrieb dann einen lakonischen Abschiedsbrief an Herrn Caillot und dessen Tochter. Ehe noch der Morgen dämmerte, verließ er das Haus, besuchte dann einen guten Freund, der ihm ein paar Thaler lieh, kaufte einen Wanderstab, ließ seinen Paß visiren, und sagte der guten Stadt Paris ein herzliches Valet."

„Jacques war ein braver Bursche, und der erste große Fehltritt seines Lebens zog ihn nicht in's Verderben, sondern schlug zu seinem Glücke aus. Er hatte einsehen gelernt, daß man auf den grünen Teppichen der Spielzimmer keine Rosen pflücken kann, und daß man nur durch Arbeit und Spar-

samkeit wahrhaft glücklich wird. Er besuchte seine alte Mutter in der Provinz, und gelobte sich dort bei dem Andenken seines vielgeliebten seligen Vaters, ein guter Mensch zu bleiben und sich der lockenden Stimme der Verführung nie mehr zu ergeben. Wenn man zwanzig Jahr alt ist, einen offenen Kopf und Lust und Liebe zur Arbeit besitzt, so fehlt es nicht an Gelegenheit, sein Glück zu machen. Jacques versuchte Alles, um dies Ziel zu erreichen, arbeitete unverdrossen und unermüdet, setzte dies Jahre lang fort, unternahm Geschäftsreisen, spekulirte, war sparsam und hatte Glück bei den meisten seiner Geschäftsunternehmungen. So wurde er wohlhabend und kehrte nach einer Reihe von Jahren als ein begüterter Mann nach Paris zurück, nach einer Stadt, die er arm verlassen hatte. Er besuchte auch das Palais-Royal, und gedachte der vergangenen Zeit; als er aber an No. 113 vorüberkam, so gelüstete es ihn nicht mehr, einzutreten. Was Herrn Caillot und seine Tochter anbelangt, so wollte er die Erinnerung an sie nicht mehr aufkommen lassen, und er unterließ es daher, sich nach ihnen zu erkundigen, welches ihm nicht schwer wurde, da er ja weder den Vater geachtet, noch die Tochter geliebt hatte. Jener war ein Geizhals und diese ein eitles Mädchen gewesen; Beide hätten ihn vielleicht in's Verderben gestürzt, wenn sein guter Genius ihn nicht gerettet hätte. Der Zufall fügte es aber so, daß Jacques wider Willen an die Be-

gebnisse seiner Jugend erinnert wurde. In der Absicht, in Paris ein Geschäft zu etabliren, — denn der Kaufmann hört nie auf, Geschäfte zu machen, und je mehr er besitzt, desto mehr will er haben, — las er jeden Tag die Annoncen der Journale, und war nicht wenig überrascht, einer solchen zu begegnen, durch welche der Verkauf des Etablissements von Herrn Durand wegen Falliment zur Anzeige gebracht wurde. Die Bedingungen, welche gestellt wurden, waren zur Uebernahme dieses Geschäftes einladend. Ich will mich nun kurz fassen, und Ihnen, mein werther Freund, mit wenigen Worten erzählen, daß Jacques das genannte Geschäft übernahm und es mit günstigem Erfolge führte."

„Als Jacques eben am Schlusse des ersten Monats damit beschäftigt war, seine Rechnungen und Bücher zu revidiren, trat eine alte Frau hastig zu ihm in's Comptoir. Sie war mit halb zerlumpten Kleidern bedeckt, ihr Haar war schon ergraut, ihr Gesicht bleich und von Runzeln durchfurcht, ihr Körper von Leiden und Krankheit gebeugt."

„Sie fragte Jacques, ob sie die Ehre habe, in ihm den Nachfolger des Herrn Durand zu sprechen, welches dieser bejahte. „Sie haben," sagte sie, „einen guten Kauf gemacht, und sind darum vielleicht nicht abgeneigt, der Wittwe des Herrn Durand eine Wohlthat zu erweisen."

„Lebt Herr Durand nicht mehr?"

„Er ist vor wenigen Wochen gestorben, und seine

Gläubiger haben kein Erbarmen für seine unglückliche Wittwe.

„Was kann ich für die arme Frau thun?"

„Sie könnten ihr vielleicht Beschäftigung verschaffen, vielleicht . . . ." Die Frau befand sich in großer Verlegenheit, und es fehlten ihr die Worte. Endlich zog sie ein kleines Etuis hervor, öffnete es, und zeigte dessen Inhalt; es war ein mit Edelsteinen besetztes Ohrgehänge, und sie fragte Jacques, ob er ihr dasselbe wohl abkaufen wolle."

„Jacques betrachtete den Schmuck, und war nicht wenig überrascht, denselben vor sich zu sehen, welchen er vor fünfundzwanzig Jahren bei dem Juwelier in Augenschein genommen hatte, und den damals Mademoiselle Margaretha zu besitzen wünschte."

„Er sprach: „Sie sind also die Wittwe des Herrn Durand? Warum aber haben Sie sich nicht an einen Juwelier gewendet? Ich handle nicht mit Edelsteinen."

„Dies Ohrgehänge hat 800 Francs gekostet, aber die Juweliere wollen mir jetzt kaum 400 Francs dafür geben."

„Ei nun, die Fassung der Steine ist außer Mode. Thut es Ihnen nicht leid, den Schmuck zu verkaufen?"

„Seit fünfundzwanzig Jahren hat er mir Unglück gebracht."

„Wie so denn? erzählen Sie!"

„Die Frau — es war Margaretha — erzählte nun, was Sie, lieber Freund, zum Theil schon wissen. Sie hatte einen jungen Menschen heirathen sollen, der aber plötzlich verschwand und sich nie mehr vor ihr sehen ließ; sie wurde bald darauf die Gattin von Herrn Durand, und erhielt von demselben das genannte Ohrgehänge zum Brautgeschenk. Ihre Ehe war nicht glücklich. Durand ergab sich dem Spiel und dem Trunk, vernachlässigte das Geschäft, verlor den größten Theil seiner Kundschaft, und ging immer mehr zurück, bis er endlich fallirte und starb, seine arme Wittwe ohne Vermögen und ohne Hülfe zurücklassend. Sie endete ihre Erzählung mit den Worten: „Wenn ich meine Lebensgeschichte betrachte, so ist es das fatale Ohrgehänge gewesen, welches mir alles Unheil verursacht hat. Vielleicht werde ich glücklicher und zufriedener leben, wenn es nicht mehr in meinen Händen ist. Befreien Sie mich davon, und Gott mag es Ihnen lohnen an Ihrer Frau und Ihren Kindern! Lassen Sie mich keine Fehlbitte thun."

„Jacques hatte Mühe, seine Gemüthsbewegung zu unterdrücken. Wie wunderbar, dachte er bei sich, ist das Schicksal der Menschen! Aber ist es nicht eine heilige Pflicht für den, welchem das Glück günstig gewesen, sich des Unglücklichen anzunehmen? — „Ich habe weder Frau noch Kinder, und jeder Unglückliche steht mir darum um so näher. Ich will das Ohrgehänge kaufen, meine gute Margarethe."

„Margaretha! Sie kennen mich also?"

„Ja, Margaretha Caillot, ich kenne Sie und auch diese Edelsteine sehe ich nicht zum ersten Male! Sie sollten vor fünfundzwanzig Jahren einen jungen Menschen heirathen, der sich aber damals über Nacht aus Ihrem Hause stahl. Sie kennen ihn nicht mehr, aber er steht vor Ihnen, und ich bin derselbe Jacques."

„Die Ueberraschung der armen Frau, ein Gemisch von Freude und Schmerz, läßt sich nicht beschreiben. Jacques hielt inne in seiner Erzählung und sah den Freund lächelnd an, worauf dieser sagte: „Ihr Taufname ist Jacques, und Ihr Familienname Laugier; wenn ich nicht irre, so ist es Ihre eigene Geschichte, die ich so eben mit Interesse vernommen habe."

„Sie irren nicht, und ich heiße Jacques Laugier. Nur wenige Worte habe ich noch beizufügen. Ich habe Margaretha in mein Haus genommen, und es ist dieselbe Frau, welche Sie schon oft gesehen haben, und die vorhin die Flaschen zerbrochen hat. Ich muß Geduld mit ihr haben, denn sie ist alt und schwächlich. Sie wird bei mir bleiben bis an's Ende ihrer Tage, und sollte ich früher abgerufen werden, als sie, so werde ich durch eine Pension für ihr Alter sorgen."

Herr Laugier nahm hierauf ein Etuis aus seinem Pult, öffnete es, und zeigte dem Freunde das bewußte Ohrgehänge, indem er sagte: „Ich betrachte es oft, und wiederhole mir dabei, daß man einen

Fehltritt der Jugend durch festen männlichen Willen wieder gut machen kann, und daß Spiel- und Putzsucht verderbliche Neigungen sind, während Fleiß und Sparsamkeit den Weg zum Glücke bahnen."

„Auf Ihr Wohl!" sagte der Freund, und Beide ließen die gefüllten Gläser klingen.

Der Stern des Geschickes.

(Nach dem Englischen aus C. Jügel's Universal-Magazin.)

Es waren bereits Befehle ergangen für den Abmarsch der englischen Truppen nach Afghanistan, ein ansehnlicher Theil derselben war mit der Bagage nach den nördlichen Gegenden aufgebrochen und hatte schon einige Tagemärsche auf der Straße nach „Cabul" zurückgelegt. An dem Abende vor der Abreise des letzten Detachements saßen die Offiziere, welche dasselbe begleiten sollten, zwei und zwanzig an der Zahl, bei einem fröhlichen Mahle unter einem geräumigen Zelte beisammen. Auf die Tafel, die den verschwenderischen Ueberfluß eines indischen Gastmahls zeigte, schien der Mond glänzend hell herab von dem reinen, wolkenlosen Himmel, und beleuchtete mit seinem zauberischen Scheine die Uniformen und schönen jugendlichen Züge der englischen Offiziere, welche meist noch Jünglinge, manche sogar fast noch Knaben zu nennen waren, und einen seltsamen Kontrast bildeten zu der düstern Farbe ihres Zeltes und den dunkeln Gestalten ihrer indi-

schen Diener, die vor dem Eingange des Zeltes geschäftig auf- und abgingen. Nur eine schwarzbraune, lange, hagere Gestalt stand unbeweglich, und schien aufmerksam auf jedes Wort des heiteren Gesprächs zu hören, welches die jungen Krieger miteinander führten, die alle sehnlichst nach dem Kampfe verlangten und von Thatenlust und Ruhmbegierde brannten.

„Ich wünschte, daß uns die Leutchen, mit welchen wir fechten sollen, etwas genauer bekannt wären," sagte einer der jungen Krieger; „scheinen sie doch mit nichts, was wir bis jetzt gesehen haben, verglichen werden zu können, und ihre Sprache soll von allen verschieden seyn, die wir bis jetzt vernahmen. Es ist doch höchst fatal, daß ich nach der vielen Mühe, die ich mir zu Sandhurst gegeben, bei meinem Ausmarsch und selbst noch hier bekennen muß, daß alle diese Bemühung uns in Afghanistan nichts nützen und wir nicht ein Mal wissen werden, ob ein Afghanistaner, der einige Laute ausstößt, damit seine Uebergabe anzeigen oder uns etwa sagen will, wo seine Diamanten verborgen liegen."

Die dunkle Gestalt, von welcher ich gesprochen, kam jetzt von der Thüre des Zeltes dem Kreise der jungen Engländer näher.

„Glaubt nicht," begann sie in einem feierlichen, erschütternden Ton, welcher sogleich selbst die heitersten und leichtsinnigsten der Tischgesellschaft zu ern-

ster Aufmerksamkeit stimmte, „glaubet nicht, daß die Worte, die Ihr von den Lippen eines Afghanistaners vernehmet, ein Flehen um Gnade seyn werden, oder daß er Euch vielleicht darin seine Schätze anbietet, um Euch zur Schonung seines Lebens zu bewegen, über dessen Erhaltung die Dämonen selbst wachen; wenn Ihr aber wüßtet, von wem die Rachegebete, welche den Lippen der Afghanistaner entströmen, gehört werden, und wer mit Entzücken jenen wohlbekannten Tönen lausche, so würdet Ihr wohl wünschen, daß die Töne dieser Sprache nie Euer Ohr erreicht hätten. Selbst der Name der Stadt, nach welcher Ihr marschirt, ist unheilverkündend. Als Salomon, der größte König seiner Zeit, den Hiram, König von Tyrus, für seine Cederbäume und sein Gold mit der königlichen Gabe von zwanzig Städten belohnte, so nannte Hiram, da sie ihm nicht gefielen, dieselben mit einem Namen, den Ihr in dem ersten Buche der Könige in dem alten Testamente finden werdet."

Der Jüngste der Gesellschaft, William Howard, welcher begierig war, zu erfahren, worauf der Afghanistaner anspielte, zog aus seiner Brusttasche eine kleine Bibel. Er hatte treu das Versprechen gehalten, das er vor seiner Abreise seiner Mutter gegeben, diese kleine Bibel, ihr letztes Geschenk, immer auf seinem Herzen zu tragen. Er fand jetzt in dem dreizehnten Verse des neunzehnten Kapitels des ersten Buchs der Könige folgende Stelle:

„„Was für Städte sind das, die du mir gegeben, mein Bruder? Und Hiram nannte sie das Land von Kabul bis auf diesen Tag."" Die genannte Bibel hatte Randbemerkungen, aus deren einer Howard ersah, daß »Cabul« so viel bedeute, als „widerwärtig oder schmutzig."

„Recht so!" fuhr der Afghanistaner fort, „und obgleich sich jene Städte in Judäa befinden, so hat doch hier in Hindostan das Wort „Cabul" dieselbe ungünstige Bedeutung. Höret mich und vernehmt, mit welchen Feinden ihr es zu thun bekommt; vernehmt den wahren Ursprung des Geschlechtes der Afghanistaner, der Kinder eines mächtigen Monarchen und der innigst geliebten Erben der Dämonensprache. Als Saul, der Sohn des Kish, unter den übrigen Söhnen seines Vaters zum König Israels auserwählt wurde, als der Beste und Stärkste seines Stammes, so nahm sein Ehrgeiz, durch die so frühe erhaltene Auszeichnung angefacht, einen kühnen Flug nach übernatürlicher Macht, nachdem sein Verlangen nach der irdischen befriedigt war."

Die jungen Offiziere blickten mit steigendem Interesse und gespannter Aufmerksamkeit auf den seltsamen Erzähler.

„Der frevelhafte Ehrgeiz des Saul wurde befriedigt, und so wie er einst die Königswürde, erhielt er jetzt Macht und Gewalt über die Dämonen. Tag und Nacht arbeiteten auf sein Geheiß die dienstbaren Geister an Erbauung eines Palastes, den

Saul zum ewigen Denkmal seines Reichthums und seines Geschmacks aufführen lassen wollte, und er trieb, als Herr und Meister der Dämonen, dieselben mit aller Strenge an, das Werk so schnell und dabei so kunstreich als möglich zu vollenden. Doch erforderte ein solches Werk viel Zeit und Kraftaufwand, und die Tage Sauls gingen bereits zu Ende. Um das Werk zu fördern, bat er daher seinen ältstgebornen Sohn, den Prinzen Afghan, mit den Dämonen zu arbeiten, um so ihren Eifer anzuspornen; und um den Prinzen in den Stand zu setzen, mit den Dämonen zu verkehren, lehrte er ihn ihre Sprache. Doch war der Palast noch bei weitem nicht vollendet, als der Todesengel vor Saul trat und seine Seele von ihm verlangte. Der Monarch bog sein Knie vor Einem, der mächtiger war, als er selbst, und flehte ihn um die Gunst an, seiner noch eine Zeit lang zu verschonen und nicht eher wieder vor ihm zu erscheinen, bis sein Palast vollendet sey; denn Saul wußte wohl, daß die Dämonen nur durch seine Anwesenheit in Respekt gehalten und zur Arbeit angefeuert würden. Doch der Engel des Todes entgegnete: „Führwahr, noch keinen Sterblichen forderte ich auf, mir zu folgen und er weigerte sich, meiner Forderung zu entsprechen! Dein Weigern hilft dir übrigens nichts. Nur soll Dir, in Ansehung Deiner großen Macht und Weisheit, die der meinigen gleich kömmt, Folgendes gestattet werden: Deine irdische Gestalt soll nach deinem

Verscheiden den Augen der Ueberlebenden so erscheinen, als wenn die Seele ihr noch inne wohnte, und die Dämonen sollen glauben, Du seyst noch am Leben und sollen in diesem Wahne rüstig an Deinem Palaste fortarbeiten."

So stand der todte Saul da, Tag und Nacht auf seinen Stab gelehnt, vor dem Eingange seines Palastes, gerade so, wie er es im Leben zu thun pflegte, und die Dämonen wähnten, daß er wirklich lebe, und fuhren eifrig in ihrer Arbeit fort. Doch die weisen Ameisen kamen und wurden immer kecker und verwegener, da sie ihn ohne Bewegung sahen, und sie zerfraßen das Holz des Stabes, auf welchen sich der todte Saul lehnte; der Stab wurde morsch und sank endlich zu Boden und der Leichnam des Königs Saul hinten drein; nachdem die Dämonen auf diese Weise gesehen hatten, daß ihr Meister todt sey, brachen sie in ein lautes Hohngelächter aus, so wie man es nie zuvor gehört, und eilten alsdann in wilder Hast in ihre Dämonenwohnungen. Prinz Afghan aber verließ den unvollendeten Palast, zu dessen Ausbau es ihm an Werkleuten fehlte, und wanderte nach Afghanistan, wo er ein großes Königreich gründete und alle seine Kinder und Unterthanen sprachen seine Sprache, welche keine andere ist, als die Sprache der Dämonen."

„So werden wir also," begann einer der Offiziere, „mit den Freunden der Dämonen zu kämpfen haben, welche ohne Zweifel ihren Alliirten tapfer beistehen

und das Kommandowort in der unvergleichlichen Sprache geben, die Keiner von uns bis jetzt versteht. Wir treiben fürwahr ein gewagtes Spiel, besonders darum, weil unsere liebenswürdigen Feinde ohne Zweifel vor der Schlacht von ihren Alliirten Kunde davon erhalten werden, welche unter uns ihrer Tapferkeit erliegen müssen. Wir wollen es übrigens trotz dem versuchen, was Stahl und Blei in der Hand schwacher Sterblichen gegen die Prophezeihungen der Dämonen auszurichten vermögen."

„In diesem Augenblicke," fuhr der Fremde fort, „ist es den Dämonen wohl bekannt, wer unter Euch im Kampfe mit den Afghanistanern fallen werde, und es ist auch Euern sterblichen Augen vergönnt, an dieser Erkenntniß Theil zu nehmen, und Jeder von Euch vermag sein Geschick diese Nacht in den Sternen zu lesen."

„Vermagst Du uns das Verständniß dieser Sternensprache zu eröffnen?" fragten alle Offiziere zugleich.

Der Fremde führte sie, ohne ein Wort dabei zu sprechen, aus dem Zelte hervor in das Freie. Die Offiziere folgten schweigend. Nur Einige brachen, im Freien angekommen, in laute Verwunderung aus ob der zauberischen Schönheit dieser Nacht. Es ließ sich in der That nichts Herrlicheres, Bezauberndere denken, als dieser tiefblaue, glänzende Himmel, über welchen die Sterne ihren schimmernden Lichtglanz ausströmten, der auch nicht durch das leiseste Wölk-

chen verhüllt ward. — Der Fremde deutete endlich nach der nördlichen Gegend des Firmaments.

„Dort ist ein Stern,“ begann er, „dessen Licht- und Lebensstrahl jenes Auge nicht trifft, das nicht lange mehr den Anblick dieser irdischen Gefilde genießt; dagegen wird das Auge noch lange in frohem Glanze strahlen, welches jenen wunderbaren Stern deutlich zu schauen vermag.“

Der Fremde sprach von dem „Sterne des Geschickes.“

„Zeige uns den Stern!“ riefen seine jungen Zuhörer einstimmig.

„Seht Ihr jenen großen, glänzenden Stern, auf welchen ich jetzt hinweise?“

„Ja, ganz deutlich; ist dies etwa der „Stern des Geschickes?“ Wir sehen ihn Alle.“

„Ein wenig links von jenem Sterne, gerade über ihm, befindet sich ein kleinerer — wer sieht den?“

Dumpfes Schweigen folgte; nach langer, ängstlicher Betrachtung erklärten endlich Viele, daß sie den Stern nicht sähen, und derselbe wohl gar nicht existire; Andere versicherten, sie hätten ein sehr gutes Gesicht, wie all' ihren Freunden wohl bekannt; sie sähen alle Sterne, die sie sonst am Firmament zu erblicken gewohnt wären, auch in dieser Nacht, ja, deutlicher und glänzender, als je; es wäre unmöglich, daß sich auf der ihnen bezeichneten Stelle ein Stern befände; einer oder zwei endlich erklärten, daß sie den Stern hellglänzend erblickten. Der von

dem Fremden bezeichnete Stern schien in der That mit hellem Glanze an der angegebenen Stelle; nur war die Zahl derer, die ihn sahen, sehr gering.

Endlich kamen Alle überein, daß sowohl die Namen derer, die den Stern sähen, als derer, die ihn nicht sähen, aufgezeichnet und das Verzeichniß der Bewahrung eines Rechtsgelehrten in Bombay anvertraut werden sollte, bis das Resultat der afghanistanischen Expedition über die Zuverlässigkeit der Sterndeuterei des Fremden entschieden haben würde.

Von den zweiundzwanzig englischen Offizieren hatten übrigens nur vier den Stern gesehen. Der Name William Howard stand auf der Liste derer, denen der Stern unsichtbar geblieben. Der Muth sämmtlicher Offiziere, bei denen eine leise Hinneigung zum Aberglauben zu bemerken war, wurde aber von neuem belebt bei Erwägung der großen Majoritat derer, die den Stern nicht gesehen. Diese Mojorität stand in gar keinem Verhältnisse zu der Zahl englischer Offiziere, welche bis jetzt in offenem Kampfe mit den Indiern gefallen waren, und unsere jungen Krieger hatten ein zu großes Vertrauen auf die Ueberlegenheit der englischen Waffen, um die Erfüllung jener Prophezeihung für möglich zu halten.

Unter solchen Betrachtungen kehrten die Offiziere schweigend wieder in ihr Zelt zurück. Hart vor dem Eingange desselben blickte William Howard noch ein Mal nach der Stelle, wo er vorher vergeblich den „Stern des Geschickes" zu erblicken gesucht.

„Seltsam!" sagte er endlich, „jetzt sehe ich den Stern deutlich und klar, da ich ihn zuvor, trotz meiner angestrengtesten Bemühung, nicht zu Gesichte bekam."

„Man schreibe," entgegnete der Sterndeuter, „das, was der junge Mann so eben gesprochen, auf das Dokument, welches in Bombay hinterlegt wird. Es freut mich, den Genannten fest versichern zu können, daß seine Lebensflamme zwar sehr schwach und matt werden, aber dennoch von dem Todesengel nicht ganz ausgelöscht werde."

Vier Monate waren seit dem Abmarsche dieser Abtheilung der englischen Streitmacht nach Kabul verflossen, als eine jämmerliche, von Blut und Wunden bedeckte Gestalt sich in äußerster Erschöpfung nach Jellalabad hinschleppte. Die Kraft des Menschen war von der Anstrengung eines langen Weges und vielem Blutverluste erschöpft, seine Kleider ganz zerrissen, er selbst von der Sonne verbrannt, und von dem Anblick des schimmerndweißen Schnee's, durch welchen er waten mußte, fast erblindet. Der Geschilderte war Niemand anders als William Howard, der einzige Ueberlebende der tapfern Schaar, welche in der Schlacht zu Jugdulluk in Stücke gehauen ward. Er war der erste Ueberbringer der Schreckensnachricht von dem traurigen Geschicke der englischen Waffen in Afghanistan, und wurde daher von den zurückgebliebenen Kameraden mit Fragen über den Hergang der Schlacht, über das Schicksal

seiner Kampfgenossen bestürmt; er konnte ihnen aber nur die Erhaltung von vier Offizieren seines Detachements melden, die vor dem Abzuge von Kabul als Geiseln zurückgelassen wurden.

Kaum hatte Howard seinen Landsleuten diese Mittheilung mit schwacher, sterbender Stimme gegeben, so trat der Chirurg hinzu, um seine Wunden zu untersuchen.

„Ich glaube, keine ist sehr tief," begann Howard; „die letzte Kugel, welche ein Afghanistaner auf mich abfeuerte, würde jedoch mein Herz durchbohrt haben, wenn sie nicht durch einen harten Gegenstand in meiner Brusttasche aufgehalten worden wäre."

„Welche wunderbare seltene Fügung!" rief der Chirurg, als er die Kugel des Afghanistaners zwischen den versengten Blättern eines kleinen Buches, in rothem Maroquin, hervorzog, das zunächst an Howard's Herzen ruhte.

Es war die Bibel, welche ihm seine Mutter vor der Abreise gegeben. Howard sank voll tiefer Rührung auf die Knie und küßte die Blätter des ihm so theuern Buchs. — —

Ich verweise zum Schlusse meine Leser, hinsichtlich der Zuverlässigkeit der vorhergehenden Data, auf das Zeugniß vieler Offiziere, welche in dem Kriege gegen die Afghanistaner in Indien mitkämpften, und auch schon zuvor in dem genannten Lande Kriegsdienste gethan hatten. Die Sage von der Abstammung und Sprache der Afghanistaner ist aus

ihrem eigenen Munde, und eben so ist vielen Europäern der Glaube der Indier an einen „Stern des Geschickes" bekannt, über dessen Existenz und Einfluß auf das Schicksal der Sterblichen übrigens Jedem seine Meinung unbenommen bleibt.

Der Rohrdommel.

(Nach Jakob, aus den Cent-et-une nouvelles Nouvelles. Tom. I.)

Nachdem der König Karl VII. durch die Hülfe seiner tapferen Generäle, durch welche er selbst den Namen des Siegreichen erhielt, sein schönes Frankreich den Engländern wieder entrissen hatte, sah er sich im Gedräng von allerlei Sorgen, welche ihm sein Sohn, später Ludwig XI. genannt, zuzog. Dieser junge Prinz war vom Hofe verwiesen worden, versuchte, von seiner Dauphiné aus seinem Vater allerlei Ränke zu spielen und setzte später aus Brabant dieselben Versuche fort. Auf diese Weise wurde Ludwig XI. ein wahrer Dämon für seinen Vater, welcher nicht allein seine besten Freunde, sondern auch seine Geliebte, Agnes Sorel, lange verloren hatte.

Der König Karl befand sich in einer qualvollen Lage ganz eigner Art. Wahrscheinlich auf Veranlassung seines Sohnes war das Gerücht in Umlauf gebracht worden, man strebe ihm nach dem Leben und suche ihn zu vergiften. Dieses Gerücht gewann eine große Ausbreitung, ward als eine Wahrheit

allgemein angenommen und quälte den Monarchen, dessen Feinde es nicht unterließen, ihn in diesen Besorgnissen zu befestigen, und sie brachten es so weit, daß er nichts mehr um sich sah, als Gift und Vergifter. Wie qualvoll diese Lage seyn mußte, sieht man leicht ein.

Sobald ein König Ursache hat, den Verrath zu fürchten, ist er ein unglücklicher Mensch. Was könnte ihn noch schützen, wenn er sich von der Liebe seiner Unterthanen verlassen weiß? Wie geringe muß ihm seine eigene Kraft dann erscheinen? In diesem Falle war der König Karl, und er traute nur dem alten Tannegux Duchastel noch. Aber dieser treue Tannegux war weder Mundschenk noch Koch, weder Proviant- oder Kellermeister; seine Ergebenheit war ja nicht allwissend und konnte nicht verhindern, daß eine unbekannte Hand verderblich einwirke. So nahm das Schreckvolle der Lage dieses Monarchen täglich zu; er verlor allen Appetit und dachte und träumte nur an und von Gift; er aß nur sehr wenig und dieser geringe Genuß ward ihm zur Qual. Nur die Taillevents, auf deren Treue er sich einigermaßen verlassen zu können glaubte, fristeten noch sein Leben. Diese Taillevents waren ihrer vier und alle ihrem königlichen Herrn ergeben und seit langen Jahren in der Geschichte der Hofküche angesehen und berühmt; sie hielten sich vereinzelt auf den vier Schlössern Fontainebleau, Compiegne, Vincennes und Beaute sur Marne auf.

Jeder dieser vier Brüder mußte ihm abwechselnd ein Stück Wildpret, das er mit königlicher Hand selbst erlegt hatte, auf einem der obengenannten Schlösser insgeheim zubereiten. Karl schrieb Tags zuvor einen Brief an einen oder den andern dieser Köche, bestimmte darin Ort und Stunde der Mahlzeit, sendete das Schreiben durch einen vertrauten Boten ab und glaubte, so einige Sicherheit für seine Existenz zu haben, da seine Feinde und Vergifter nicht wissen konnten, wo und wann der König tafeln werde. Auch tafelte er wenig und verzehrte sein Mahl unter Zittern und Beben. — An einem der ersten Tage des Julimonats bekam der König, welcher sich gerade zu Fontainebleau befand, Besuch von einem Franziskaner-Mönch, Bruder Didier genannt, welcher umherreiste, indem er predigte und nebenbei die Leute durch Sympathie, Amulette und Wunderthaten heilte. Dieser Mönch stand in dem Rufe einer gewissen Heiligkeit; vor den Augen von 20,000 Menschen hatte er Lahme und Blinde geheilt, hatte durch die Kraft seiner Rede verstockte Sünder zur Reue gebracht und selbst einen Todten aufgeweckt. Dieser heilige Mann fühlte sich von großem Eifer für die Kirche und die Christenheit beseelt. Er wollte einen neuen Orden stiften, welcher von allen Mißbräuchen und Irrthümern gereinigt und als ein Muster strenger Observanz vor den Augen der Welt erscheinen sollte. Zu diesem Zwecke hatte er mit Genehmigung des Papstes seine

Missionsreise gemacht und milde Gaben gesammelt, welche aber noch nicht beträchtlich genug waren, um für den Bau eines neuen Klosters hinzureichen. Unter gegenwärtigen Umständen hielt der schlaue Mönch es für zweckmäßig, Seiner Majestät die Aufwartung zu machen und bei ihr für das neue Kloster eine fromme Bitte einzulegen.

So strenge die Ordensregeln auch immerhin waren, welchen der fromme Didier sein gottgeweihtes Leben unterwarf, so wohlthätig wirkten sie auf seine Gesundheit und das Fasten schlug ihm besser an, als Manchem das Speisen; jeden Tag schnürte er seinen Strick etwas minder fest. Zum Costüme der Franziskaner hatte er noch ein violettes Capuchon und ein silbernes Brustkreuz gefügt; sein Gesicht strahlte von Gesundheit, seine frischen und wohlgefärbten Wangen, seine fetten Lippen, sein feuriges, aber andächtig niedergesenktes Auge und seine klare Stirne erinnerten nicht an das Gelübde der Armuth, welchem er lebte. Seine Haltung war wohl berechnet, seine Geberden fromm und seine Ausdrücke sehr einschmeichelnd; oft war er zerstreut, verfiel plötzlich, mitten unter ganz gewöhnlichen Unterhaltungen, ja sogar auf offener Straße, in schwärmerische Verzuckungen, faltete die Hände oder bekreuzigte sich und schickte seine Gebete zum Himmel.

Der König Karl, den Didier besuchen wollte, gehörte nicht zu den Glücklichen seines Standes. Von der Wiege an bis auf den jetzigen Tag ver-

folgte ihn, bereits neunundfünzig Jahre lang, ein herbes Mißgeschick, und so war er vor der Zeit gealtert; auch die Ruhe der alten Tage wurde ihm durch seinen ränkevollen Sohn geraubt. Runzeln bedeckten seine Stirne und seine Gesichtsfarbe verrieth einen Kranken; er war nicht mehr schön, wie damals, als er das Herz der reizenden Agnes eroberte; seine Augen lagen tief und seine etwas starke Nase warf ihren Schlagschatten auf ein dürres Knochenkinn. Der arme König ging immer gewaffnet mit einer Stahlrüstung und trug einen schweren Brustharnisch, welcher den Dolchstichen den Eingang in sein Herz verwehren sollte. Damals, als die Jungfrau von Orleans für ihn focht, kleidete er sich in Sammt und Seide; jetzt, wo ihn keine Heeresmacht bedrohte, schritt er bewaffnet einher; so kehren die Menschen oft die Ordnung der Dinge um. Ein Gespenst verfolgte den König; es war die Furcht vor den Ränken seines Sohnes.

Bruder Didier sprach jetzt also zum König: „Mein vielgefürchteter Herr, ich vergegenwärtige Eurem königlichen Gedächtnisse, daß mein gepriesener Bernardin von Sienne, am päpstlichen Hofe instituirt als Vicarius der Observanz unseres heiligen Franziskus, seine Reform in Italien in's Leben gerufen hat."

„Ich bin König in meinen Landen von Frankreich und mache mir nicht gerne mit den Angelegenheiten unserer großen Mutter, der Kirche, etwas zu

schaffen. Mein treuloser Absolon verbittert mir mein armes Leben gar zu sehr; ich habe mit mir so viel zu thun. Was gehen mich Eure Observanzen an?"

„Ich könnte Euch helfen, mein König, da ich im Besitze bin von heiligen Reliquien und von Schutz- und Trutzmitteln gegen Gift und Dolch; meine Reliquien sind die ältesten und neuesten zugleich; sie werden ihre Wirkung nicht verfehlen."

„Mein unglückseliger Herr Sohn, zurückgezogen auf sein Schloß Guenep in Brabant, wo er die Künste der Sternseherei übt, sagt, sein Vater sey bestimmt, an Gift zu sterben."

„Die Könige der Erde sind von tausend Fallstricken umgeben, und um sie vor schmählichem Tode zu sichern...."

„Bei dem großen Glockenthurme von Bourges! mein verwünschter Absolon hat mir ein so schmähliches Ende vorausgesagt. Sollte die Gnade Gottes von mir gewichen seyn?"

„Ich gebe Euch einen Fetzen von dem Kleide meines Herrn Bernardin, und so soll Euch kein Gift mehr schaden."

„Ich nehme Eure Gabe unter Lobpreisung der Heiligen dankbarlich an. Begebt Euch auf mein Schloß Beauté, in der Nähe von Vincennes, und erwartet mich alldorten. Morgen nach der Vesper werde ich eintreffen, und wir wollen alsdann von Eurem Kloster weiter reden. Ich will Euch einen Brief mitgeben, auf daß man Euch dort wohl

empfange und so behandle, wie es Eure Heiligkeit verdient."

Bruder Didier zog sich in eine Galerie zurück, während der König seinem Geheimschreiber zwei Briefe ganz verschiedenen Inhalts dictirte. Der eine lautete also:

„Mein Herr Kaplan! Ich schicke Euch anbei einen Heiligen, welchen ich absonderlich liebe und verehre. Möge Euch dieses nicht wundern! Nehmt ihn in meinem Schlosse wohl auf und gebt ihm Herberge und Nahrung! Thut das Alles aus Liebe für mich! Fragt ihn über Nichts aus, welches auch vergeblich wäre, da er Euch auch nicht antworten wird. Ich habe mit diesem Kirchenvogel, der ein ruhmwürdiges Nest haben will, große Absichten und werde Euch mit denselben vertraut machen. Also lautet die Meldung Eures gnädigsten Königs und Herrn Karl VII."

Der Inhalt des zweiten Briefes war folgender:

„Meister Taillevent! Bei meiner königlichen Ungnade und wenn Euch Euer Kopf lieb ist, so haltet reinen Mund und thut, was ich Euch sagen werde! Da ich gewillt bin, morgen auf meinem Schloß Beauté ein Mahl zu halten, so bereitet mir beifolgendes Wildpret, welches ich lebendig mit eigener Hand gefangen habe, auf den Nachmittag gegen Vesperzeit zu, daß ich kommen kann in aller Stille, um es in's Geheim zu verzehren. Bereitet es, wie es Euch gut dünkt und vermeidet mir alle Gewürze

oder sonstige Zuthaten, welche außer der Küche verfertigt sind und vergiftet seyn könnten. Ihr kennt ja die Bosheit und Arglist meiner Feinde. Ich lege mein Leben in Eure Hand und mache Euch für mein Leben für mich verantwortlich. Gott sey mit Euch und mit Eurem König Karl VII."

Ein unglückliches Versehen des Geheimschreibers verursachte eine Verwechselung dieser beiden Briefe. Derjenige an den Koch Taillevent kam durch seine falsche Aufschrift in die Hände des frommen Didier, während der andere an den Bischof von Langres, der eigentliche Empfehlungsbrief des Mönches, welchen dieser selbst hätte hinterbringen sollen, einem treuen Reitknecht übergeben wurde. Dieser Reitknecht stieg zu Pferd, erhielt einen Käfig, in welchem ein fetter Rohrdommel, den Karl selbst gefangen hatte, saß und überlieferte diesen Vogel nebst dem Briefe, der eigentlich dem Koch bestimmt war, dem Herrn Kaplan. Wir werden sehen, was diese Verwechslung nach sich zog.

Meister Taillevent, der älteste der vier Brüder, war auch der berühmteste derselben und bildete sich nicht wenig darauf ein, daß seine Vorfahren bis ins dritte Glied schon die Angelegenheiten der königlichen Küche besorgt hatten.

Unser Koch hatte einen hohen Begriff von seiner Kunst. Wie Dichter oder Geschichtschreiber den Ruhm eines Königs verherrlichen, so glaubte er, den Glanz der Krone durch die Schöpfungen seiner Küche

erhöht zu haben. Ein hoher Ehrgeiz feuerte ihn an und er wollte dem besten Manne im Staate nicht nachstehen. Er erweiterte durch tiefsinnige Erforschungen das Gebiet der Gastronomie, machte auf diesem Felde wichtige Entdeckungen und erfand viele jener herrlichen Küchenrezepte, deren Vortrefflichkeit sich bis auf den heutigen Tag bewährt hat. Er war ein schaffender Koch, und eben so gut vom Genius belebt, als Racine, als Corneille. Man verdankt ihm allein mehr als zwanzig neue Sauçen, die Erfindung der gerösteten Butter und der Eier à la broche. Er brachte die edle Kochkunst in ein System, entwickelte dabei eine geistreiche Theorie und schrieb, damit seine Bemühungen und Forschungen den kommenden Geschlechtern erhalten würden, ein merkwürdiges Buch, welches unter folgendem Titel noch jetzt als eine Rarität sich vorfindet: „Viandier pour appareiller toutes manières de viandes que Taillevent queux du roy notre sire fist tant pour habiller et appareiller boully etc.“ Da dieses Buch den Censoren der damaligen Zeit nicht gefährlich schien, so war es eins der ersten, welches durch die neuerfundene Buchdruckerkunst zu Tage gefördert werden durfte; es machte großes Aufsehen und wurde hundert Jahre später neu aufgelegt und durch Zusätze vermehrt. Meister Taillevent muß unter die großen Männer des fünfzehnten Jahrhunderts gerechnet werden, und darf in keiner Kulturgeschichte fehlen.

Von Wuchs war dieser Mann klein und so fett und rund, daß, wenn er ging, man hätte glauben sollen, er würde fortgerollt. Seine Kopfbedeckung glich einer Bratpfanne mit breitem Rand und war schwarz von Farbe; seine Augen schwammen als zwei kleine helle graue Punkte in dem Fettmeer seines Gesichtes, an welchem Alles Fett war, Stirne, Nase und Mund; seine Nase besaß an Dicke, was ihr an Länge fehlte, ob er Haare hatte, weiß man nicht genau, indem er nur selten und zwar nur vor dem König sein Haupt entblößte, seine breite Schultern, sein stolzer Bauch und seine Elephanten-Füße gaben ihm ein massenhaftes Ansehen.

Er trug einen Pourpoint und eine Beinkleidung von weißem zartem Linnenstoff, welche fest anschloß, um seinen runden Leib schlang sich ein lederner Gürtel, in welchen sich ein Küchenmesser, ein Kochlöffel und die Kette eines Bratenwenders hingen, seine schöne weiße Schürze war nach der rechten Seite herauf mit einer Spicknadel heraufgesteckt, und Taillevent schien mit ihr kokettiren zu wollen.

Mit stolzem Schritt ging der Koch eines Tages auf und ab, ärgerlich über die schmähliche Unthätigkeit, zu welcher er sich verdammt sah und erzürnt auf seinen König, der ärmlicher lebte, als ein Baron aus der Picardie. Wie öde war Alles in der Küche! Leer stand der Heerd und das Feuer war ausgebrannt; keine Küchenjungen liefen geschäftig umher und keine Töpfe wurden gerückt. Welch' eine jäm-

merliche Haushaltung für einen französischen König! Vor dem dicken Buch von zusammengeheftetem Papier blieb er stehen, blätterte darinnen und zeichnete dann allerlei Chiffern darein. Darauf gerieth er in große Bewegung, schritt hastig von Herd zu Herd, riß sein Messer aus dem Gürtel, focht damit in der Luft, stieß die eisernen Pfannen aneinander und rückte die Töpfe. Er war einem General zu vergleichen, welcher über seine Truppen Musterung hält und eine Schlacht vorbereiten will. Nichts ist trauriger für einen großen Mann, als wenn er seine Kraft nicht loslassen kann und wenn er seine Thätigkeit in enge Gränzen gebannt sieht.

Bei allen Kochtöpfen der Hölle und bei dem Küchenmesser des Beelzebub! Das Leben ist hier jämmerlich. Unter dem großen Karl V. und unter seinem großen Nachfolger Karl VI. war doch eine andere Zeit! Da war noch Leben in diesen Räumen und man freute sich, ein Koch zu seyn.

Jetzt ist der Glanz der Krone getrübt. Der König lebt wie ein Bettelmann. Gestern schickte er mir ein gemeines Huhn, das er selbst erzogen, und morgen erhalte ich vielleicht einen Elephanten oder einen Eisbären von ihm. O Taillevent, was ist aus Dir geworden! Du lebst hier, wie ein Verbannter und stehst auf den Trümmern Deiner versunkenen Größe! O tempora, o mores!

Jetzt öffnete der Koch sein Manuscript wieder und schrieb also hinein: Um eine Milchtotine zu

einem Gericht von Flußfischen zu machen, nimmt man Milch und gießt sie in eine Pfanne, dazu eine halbe Unze von Gingembre, dann drei Eierdottern und ein Loth Zucker, dann Alles durch ein Sieb geschlagen und dann wieder auf's Feuer gesetzt. — Sonderbar! Unser König scheint von Dämonen besessen; er will sich zu todt hungern, während der vorige sich zu todt aß. Der letztere Tod scheint mir viel natürlicher und auch viel königlicher.

Bei diesen Worten fühlte er sich von einer Hand ergriffen; er drehte sich um. und gewahrte einen Mönch, welcher ihn fragte: Seyd Ihr nicht Meister Taillevent?

Ich bin Taillevent, genannt Doctelardon. Aber was begehrt Ihr von mir, frommer Mann?

Schon hatte ihm der Mönch das Schreiben des Königs überreicht, als er ihn genauer zu betrachten anfing; er vermuthete fast, der Brief sey hier in unrechte Hände gerathen und dieser Koch habe wohl noch nie ein königliches Siegel erbrochen und könne vielleicht gar nicht lesen; er fixirte ihn genauer und wußte in der That nicht, wie er sich hier benehmen solle. Der Koch dagegen war nicht minder erstaunt und sah den Ueberbringer prüfend an, unentschlossen, ob er den Brief eröffnen oder ihn zurückgeben sollte. So dauerte die Verlegenheit von Beiden einige Minuten lang.

Der Koch lüftete jetzt seine Kopfbedeckung ein wenig, erbrach in einer devoten Stellung das königliche

Siegel und las sodann das Schreiben. Nach der Lesung sah er den Mönch an und fragte:

„Nun, wo habt Ihr denn den Heiligen? Der König, mein gnädiger Herr, scheint bei guter Laune gewesen zu seyn, als er diesen Brief abfassen ließ.“

„Ich verstehe Euch nicht,“ antwortete Didier. „Wollt Ihr etwa meiner spotten? Der König hat mich huldvoll aufgenommen, und hierhergesendet, weil er in wichtigen Dingen sich allhier in's Geheim mit mir besprechen will.“

„Habt Ihr, ehrwürdiger Herr! die Majestät vielleicht beleidigt? Habt Ihr vielleicht einen Versuch auf sein erhabenes Leben gewagt? Aus Rache sendet er Euch zu mir. Bei dem großen Glockenthurme von Bourges! — eine sonderbare Sache, — ein fataler Auftrag. Sollte hier ein Irrthum obwalten? — Doch nein! — Da steht ja Alles ganz klar und deutlich geschrieben.“

„Ihr seid ein berühmter Koch, Meister Taillevent! Ich habe Euren Namen selbst in unserm Kloster schon nennen hören!“ — sagte Didier, welcher, während Taillevent noch mit sich selbst sprach und über den Inhalt des Briefes nachdachte, sich in der Küche orientirt hatte. Diese öden Hallen, wo kein munteres Flämmchen brannte, wo kein Wohlgeruch von Braten und Sauçe duftete, wo kein Küchenjunge den Bratenwender drehete, wollten ihm nicht gefallen. Nichts desto weniger verbarg er seinen Unwillen und tröstete sich mit dem Gedanken, es werde

sich wenigstens so viel kalte Küche vorfinden, um nicht Hungers zu sterben.

Taillevent führte darauf den Mönch in eine nahe gelegene Speisekammer, welche mit allerlei Lebensmitteln angefüllt war. Hier hatte der Koch auch sein weiches, aber wenig geräumiges Bett; es befand sich unter einem Anrichttische, dessen Länge und Breite es gerade ausfüllte; hier lag der gute Taillevent gewöhnlich die ganze Nacht hindurch in festem Schlummer, wie ein Vater mitten unter seinen Kindern. Kaum war Didier in die Speisekammer, welche nur durch ein einziges Fensterchen oder vielmehr Luftloch, welches sich oben, ganz nahe an der Decke befand Licht erhielt, eingetreten, als er die Thüre hinter sich abschließen und zwei große Riegel knarren hörte. Dem frommen Manne ward in der That sonderbar zu Muthe und er glaubte, der Koch müsse an Geisteszerrüttung leiden. Da er sich indessen sehr ermüdet fühlte, so machte er wenig Läm; er pochte zwar einige Mal heftig an der Thüre und drohte, sich beim König zu beklagen; da man aber dieses nicht zu beachten schien, so spielte er den Philosophen und fügte sich in das Unabänderliche. An Lebensmitteln fehlte es hier nicht; er versuchte Alles, was er fand, Fleisch, Fische, Eingemachtes, Backwerk, Obst u. s. w.; nach dieser guten Mahlzeit legte er sich auf das Bett des Koches und entschlief.

Während der Mönch schon im festen Schlafe lag, brachte Taillevent die Stunden in großer Unruhe zu.

Auf das Büffet seiner Küche gekauert, las er den Brief des Königs immer wieder und konnte mit sich selbst nicht einig werden über Dasjenige, was er davon halten sollte. — Sollte wohl der König, fragte er sich, durch die strenge Enthaltsamkeit seinen Geist wirklich zerrüttet haben? Sollte er wirklich Lust nach Menschenfleisch hegen? Oder sollte sich der Ueberbringer des Briefes so gewaltig versündigt haben, um so schwerer Strafe theilhaftig zu seyn? Mag dem seyn, wie ihm wolle, ich werde diesmal seinem grausamen Befehl nicht Folge leisten und werde unterlassen, was nicht meines Handwerks ist. Bei allen Kochlöffeln der Hölle! Ich will die Ehre meiner Familie nicht beflecken, und wenn der König ein Narr geworden, so mag er sich einen Narren zur Ausführung seiner Tollheiten suchen. — Wenn er aber sich gegen den König versündigt hätte, wenn er also strafbar wäre, warum sollte ich meine Hand zur Vollstreckung einer gerechten Strafe nicht hergeben? Und werde ich mir durch Unfolgsamkeit den Zorn und die Verachtung meines Königs nicht zuziehen? Soll der Unterthan seinem König nicht gehorchen und wer ist am Ende verantwortlich, wenn hier ein Unrecht geschieht? ist nicht der Herr für den Diener verantwortlich? Ein verwünschter Fall, und ich weiß wahrhaftig nicht, wozu ich mich entscheiden soll.

Taillevent gerieth, je mehr er überlegte, in immer größere Verwirrung und konnte durchaus zu keinem

festen Entschlusse kommen. Der Schlaf bemächtigte sich seiner, ohne seine aufgereizte Phantasie zu beschwichtigen; er träumte von Menschenblut und von Meuchelmord; sein Gewissen machte ihm laute Vorwürfe; der Alp schien auf ihm zu liegen; er erwachte plötzlich, sah ängstlich umher, erschrak vor sich selbst und vernahm, wie fernen Donnerschall, das Schnarchen des in tiefem Schlafe liegenden Mönches; er vergoß endlich Thränen und schlug sich an die Brust. Taillevent durchwachte und durchschlummerte eine wahre Höllennacht und als endlich der Morgen dämmerte, da war er enschlossen, dem Befehl seines gnädigen Königs und Herrn Folge zu leisten.

Als endlich der Schall eines Hornes die erste Morgenstunde vom Thurme herab verkündigte, verließ der Koch sein hartes Lager, schloß die Thüre der Speisekammer ganz leise auf und trat so leise hinein, daß Didier, welcher eben sein Frühstück hielt, gar nichts vernahm. Schon hatte er das verhängnißvolle Küchenmesser gezückt, um die ruchlose That zu begehen, als er plötzlich wie versteinert stand. Eine Betrachtung schien ihn zu rühren: die Anerkennung seiner Verdienste in dem guten Appetite Didiers entzückte ihn.

Die gewaltige Eßlust Didiers, welcher keine Speise verschonte, schmeichelte dem Koch ungemein, und er dachte, daß ein Mensch, welcher so ruhig sein Frühstück hielt, unmöglich ein Verbrecher seyn könne, und daß er schon um dieser Anerkennung der edlen

Kochkunst willen unschuldig seyn müßte. Als Taillevent nun gar sah, daß aller Mundvorrath der Speisekammer bis auf wenige Kleinigkeiten aufgezehrt war, da entfiel das Messer seiner Hand und mit staunender Bewunderung rief er aus: „Solch' einen König möcht' ich haben!" Jetzt wendete der Mönch sich um und wäre, indem er eben eine Lerche mit Haut und Knochen verschlingen wollte, beinahe daran erstickt. Er sagte: „Ihr seid, mein lieber Freund, der erste Koch der Welt und ich danke Euch für die köstliche Bewirthung! Karl VII. wußte wohl, was er that, als er mich dem trefflichen Taillevent empfahl, diesem hochberühmten Meister der Kochkunst. Tadeln muß ich Euch indessen, daß Ihr mich zur Sünde der Unmäßigkeit verführt habt."

„Bei der Seele meines Bratenwenders!" entgegnete der geschmeichelte Koch, „Ihr seid ein Mann von gutem Geschmacke und ich wollte wohl lieber Koch in Eurem Kloster seyn, als hier auf diesem öden Schlosse. Aber wißt Ihr nicht, was mit Euch geschehen soll?"

„Der König wird bald hierher kommen und ich werde nicht ermangeln, Euch Sr. Majestät zu empfehlen."

Taillevent machte jetzt den Bruder Didier mit dem Inhalte des Schreibens bekannt. Dieser aber redete ihm in's Gewissen und der Koch erklärte: daß er dem Befehl nicht gehorchen würde, wofern Didier ihm beschwören wollte, daß er sich durchaus keines

Vergehens gegen den Konig schuldig gemacht habe. Didier legte dem Koch das verlangte Gelübde ab und erzählte ihm zugleich, daß er nie daran gedacht habe, den König zu vergiften, sondern, daß er im Gegentheil ihm Reliquien gegeben, welche ihn vor jeder Vergiftung sicher stellen würden. Jetzt erklärte sich Taillevent den ganzen Zusammenhang der Sache, indem er meinte, der König habe gerade dadurch Argwohn bekommen. Didier wurde also verschont.

Gegen 5 Uhr des Abends kam der König auf dem Schlosse in Begleitung einiger Vertrauten an; er hatte seit 36 Stunden nichts gegessen und fühlte einen gewaltigen Hunger; er begab sich in den Speisesaal, befahl die Mahlzeit aufzutragen und sprach unterdessen mit dem Herrn Jean d'Aussy, an welchen er den Bruder Didier empfohlen hatte, folgendermaßen:

„Herr Kaplan! geben Sie mir Nachricht über die Person, welche ich Ihnen anvertraut und an deren Wohlseyn mir viel gelegen ist."

„Hat er denn wirklich schon Wunder gethan?" fragte der erstaunte Kaplan.

„Gewiß! Wer könnte sie alle erzählen? Durch ihn werden die Blinden wieder sehend und die Lahmen werfen ihre Krücken weg."

„O, der wunderbare Vogel! Ich habe sein dunkelbraunes Federwerk bewundert und mich sehr über ihn gefreut."

„Aber er trägt ja einen grauen Rock, nach den

Regeln der Franziskaner. Habt Ihr ihm die Reverenz gemacht und ihn wohl in Ehren gehalten?"

„Ich habe Eurem königlichen Befehle gehorcht ihn in mein eigenes Zimmer aufgenommen und mit den Speisen meiner eigenen Tafel wohl genährt."

„Da habt Ihr wohlgethan, Herr Kaplan! Ich erkenne abermals, daß Ihr ein getreuer Diener seyd und auch Herr St. Bernardin wird es Euch Dank wissen, daß Ihr so gut für seinen Schüler gesorgt habt."

„Mein gnädiger König! Ich muß Euch gestehen, daß ich diesen Vogel nimmermehr für das gehalten hätte, was er ist; denn er hatte die ganze Nacht über gewaltig geschrieen, mich zweimal mit seinem Schnabel gebissen und sich eben nicht auf's Anständigste betragen."

„Ich habe keinen Schnabel an ihm bemerkt. Rückt mir jetzt meinen Sessel her. Laßt den Mönch kommen und bringt mir das Mittagsmahl!"

Darauf wurden mehrere mit blauen Siegeln versehene Speisekörbe und eine ebenfalls versiegelte ungeheure Pastete hereingebracht. Taillevent mußte Alles versiegeln, was aus seiner Küche ging, damit kein Unterschleif geschehen konnte, und nur der König durfte dieses Siegel erbrechen. Während Karl VII. einen Blick des Erstaunens und der Bewunderung auf die Riesenpastete warf, hatte sich sein Koch ehrfurchtsvoll genähert, zog seine Mütze ab und stand regungslos da.

Karl sah ihn prüfend an und fragte im strengen

Ton: „Was soll diese ungeheure Pastete? in ihr hätten ja 25 Rohrdommeln Platz gefunden. Was soll dieser Berg von Pastetenteig? Davon könnte man ja ein ganzes Garderegiment vierzehn Tage lang nähren. Gedenkt Ihr Euren Spaß mit mir zu treiben?"

Der Koch glaubte, von dem strengen Tone des Königs erschreckt, sein letztes Stündlein sey gekommen und sagte: „Er liegt darin, wie er leibt und lebt. Ich aber muß um Verzeihung bitten, wenn ich Euerem Befehl nicht strenge nachgekommen bin."

In diesem Augenblicke trat der Kaplan in's Zimmer und brachte den Rohrdommel, welcher sich kratzend und beißend an seinen Arm festklammerte; zu gleicher Zeit fing sich der Deckel der Pastete zu bewegen an, öffnete sich, und Didier stieg empor, indem er dem König zwei dampfende Schüsseln entgegenhielt. Alle Anwesenden lachten laut, nur der König selbst runzelte die Stirne und machte ein böses Gesicht.

Taillevent senkte sein Haupt immer tiefer und sprach mit bebender Stimme: „Gnädigster Herr und König. Verdammt mich, wenn ich es verdiene! Ich mußte Euch diesmal unfolgsam seyn. Das Mahl, welches ich Euch bereitet, wird sich indessen Eures Beifalls erfreuen."

Der König gerieth in einen furchtbaren Zorn, anstatt über dieses Qui pro quo zu lachen; er glaubte, man habe sich hier gegen sein Leben verschworen; er griff nach seinem Schwerte und schrie: „Hinaus, Kaplan, Koch und Mönch! Ist der König dieses Lan-

des zum Kinderspotte geworden? Ihr sollt mir Alle büßen!"

Nach diesem lustigen Abenteuer brachte der geängstigte Monarch acht qualvolle Tage in seinem Oratorium zu; er nahm keine Speise mehr, verfiel in wirkliche Geisteszerrüttung und ward so erschöpft, daß er bald darauf an einer Entzündung der Eingeweide starb. Sein Sohn Ludwig, sein krankhafter, genialer Nachfolger, glaubte dem Bruder Didier eine Schuld bezahlen zu müssen, indem er ihm das Amt eines Abtes in einem Kloster in der Touraine allergnädigst verlieh.

Die Familien-Portraite.

Herr Jacob Hartmann war ein reicher Bürger von Basel. Kinderlos und seit langer Zeit schon Wittwer, hatte er keine anderen Erben, als die beiden Söhne seines Bruders, Conrad und Benedict. Seine Liebhaberei bestand in dem Sammeln und Vermehren einer ansehnlichen Bildergalerie, welcher er alle Stunden seiner Muse und alle Ersparniß seines Fleißes widmete. Seine Sammlung galt für eine der ansehnlichsten und wer die Vaterstadt Holbein's besuchte, der unterließ es nicht, die Kunstschätze des reichen Hartmann zu besuchen, unter welchen sich besonders viele Gemälde aus der niederländischen Schule und von deutschen Meistern, als von Schwartz, Elzheimer, Albrecht Dürer u. s. w. befanden.

Der Baseler Kaufmann fand seinen größten Lebensgenuß in diesem Kunstcabinet; er zeigte und erklärte seine Schätze allen Besuchenden mit freundlicher Bereitwilligkeit. Er putzte, firnißte und retouschirte die Bilder und behandelte sie mit einer Sorgfalt, als seyen sie seine Kinder. Wenn er auch in dieser Liebhaberei manchmal zu weit ging, so war

sie doch gewiß eine sehr unschuldige und es kann zu ihrem Vortheil bemerkt werden, daß sie sich mit einem würdigen Gegenstande, mit der Kunst, beschäftigte.

Unterdessen mußte auch er den Wechsel aller menschlichen Dinge erfahren. Mißglückte Handelsspekulationen beraubten ihn des größten Theils seines Vermögens und versetzten ihn in die traurige Nothwendigkeit, sich der besten Bilder seiner Sammlung zu entäußern. Nur von zwei Gemälden, welche er vor allen liebte, konnte er sich nicht trennen; es waren zwei Stücke von der Meisterhand des berühmten Rembrand, ein männliches und ein weibliches Portrait, und sie galten für ausgezeichnete Arbeiten dieses Meisters, des Magikers des Halbdunkels, wie ihn einige Kunstkenner nennen. Jedes dieser Stücke wurde auf 1,600 Thaler geschätzt. Nachdem der Eigenthümer die kostbaren Rahmen abgenommen und verkauft hatte, verbarg er die Bilder selbst, damit er sich von dem Vorwurfe der Leute befreite, als habe er ein Kapital ungenützt gelassen, welches ihm in seinen Handelsgeschäften und in seiner bedrängten Lage vielleicht wesentliche Dienste geleistet hätte.

Das fortdauernde Mißgeschick in seinen Geschäften und der Schmerz, seiner Lieblingsneigung entsagen zu müssen, mancherlei Sorgen und Widerwärtigkeiten, zerrütteten seine ohnehin nicht feste Gesundheit und warfen ihn auf's Krankenlager. Sein Zustand verschlimmerte sich täglich und der Arzt gab ihm wenig Hoffnung zur Genesung. Er rief daher

seine beiden Neffen zu sich, um ihnen seinen letzten Willen zu eröffnen.

„Meine Freunde" — sprach er — „es betrübt mich sehr, Euch für Eure zärtliche Anhänglichkeit nicht durch die Hinterlassung eines großen Vermögens belohnen zu können. Indessen ergebe ich mich in den Willen Dessen, der es also bestimmt hat. Ihr erbt von mir keine Reichthümer, aber ihr habt ja Beide Geschäfte, welche Euch ernähren und über Nahrungssorgen erheben. Eine allmählige Vermehrung des Vermögens bringt meistens mehr Segen, als der plötzlich zufallende Besitz einer reichen Habe. Von meiner Kunstsammlung ist mir nichts geblieben, als diese vier Ansichten von den Umgebungen unserer Stadt und diese zwei Portraite meiner Großältern. Beide Tableaux haben keinen andern Werth, als den einer großen Aehnlichkeit mit ihren Originalen. Ich wünsche, daß ihr dieselben als ein theures Vermächtniß stets bewahren und nie in fremde Hände gerathen lassen möget und ich bestimme sie zum Eigenthume Demjenigen von Euch, welcher bereit ist, sie zu retouschiren und mit neuen Rahmen zu versehen."

Am folgenden Morgen starb Herr Hartmann. Nach einiger Zeit, als die Theilung der Hinterlassenschaft vor sich genommen wurde, kam man auch an die Bilder und der Jüngste der Erben sprach: „Ich glaube, daß Dir, als dem Aeltesten von uns, die Familienportraits zukommen; nimm sie daher hin

und bewahre sie, dem Wunsche unseres Oheims gemäß."

„Aber zum Teufel, was soll ich dann mit den alten Bildern anfangen? Soll ich Geld verschwenden und mir für sechs Ducaten Rahmen anschaffen, da doch die Bilder selbst kaum sechs Francen werth sind. Wäre das nicht abgeschmackt?"

„Aber es war doch der Wille unseres sterbenden Oheims."

„Ei nun, die alten Leute sind schwachköpfig. Wer wird Alles ausführen, was sie verlangen? Da hätte man viel zu thun."

„Aber bedenke doch, lieber Bruder, daß es die Portraits unserer Voraltern sind, daß wir sie darum in hohen Ehren halten müssen und daß es eine unverzeihliche Gefühllosigkeit wäre, wenn wir ein solches Familienvermächtniß bei Seite legten."

„Bah! ich mag diese Conterfeis nicht und was würde meine Frau dazu sagen, wenn ich unsere schönen und modern möblirten Wohnzimmer mit diesen altmodischen, staubigen und werthlosen Carricaturen entstellte? Kurz und gut, ich mag diese Bilder nicht."

„Du hast Unrecht, lieber Bruder, und Du siehst nur auf das Aeußere. Die Mode wechselt und deine modernen Zimmer werden in fünfzig Jahren von Deinen Enkeln ebenfalls verspottet werden. Man soll das Alter ehren."

„Mag man mit mir anfangen, was man will, wenn ich einmal von der Erde gegangen bin. Im Grabe wird mich das nicht stören und eben so wenig

wird der Herr Onkel von den Todten auferstehen, wenn wir diese bestaubten Antiquitäten in die Rumpelkammer werfen, oder sie einem Gerümpler verkaufen. Wenn sie Dir indessen so werthvoll sind, so magst Du sie behalten; es wird mir gar nicht schwer, sie Dir abzutreten."

„Willst Du mir also die Bilder überlassen?"

„Von Herzen gern, und ich stelle Dir dazu noch die schriftliche Versicherung aus, daß ich sie nie zurückfordern werde."

Benedict nahm darauf die beiden Portraits mit sich nach Haus und freute sich, sie zu besitzen; er bestellte sogleich zwei passende und schöne Rahmen und ließ einen Maler kommen, um die Gemälde zu retouschiren. Bei der genauen Untersuchung fand man, daß jedes Portrait eine doppelte Leinwand hatte. Der Maler zog die obere, auf welche die Großeltern gemalt waren, sorgfältig ab und fand unter ihnen zwei herrliche Bilder von Rembrand, die besten Stücke aus der Sammlung des alten Hartmann, von welchen er sich nie hatte trennen können und die er also gerettet hatte.

Benedict bewahrte die Portraits seiner Voreltern und hing sie in ihren neuen Rahmen in sein Wohnzimmer; die Bilder von Rembrand dagegen verkaufte er und lößte aus ihnen an drei Tausend Thaler. So war er für seine gute Gesinnung doppelt bezahlt, nicht allein durch das Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, sondern auch durch die beträchtliche Summe des Erlöses.

Eine

Scene aus dem Jahr 1789.

Während der ersten Zeit der französischen Revolution, ehe die Schreckensherrschaft ihren Gipfel erreicht hatte, da noch nicht alle gesellschaftlichen Bande aufgelös't und die blutigen Aufstände, welche täglich stattfanden, nur Kinderspiel zu nennen waren, im Vergleich mit dem, was da kommen sollte, während jener Zeit gaben sich die Adeligen immer noch der Hoffnung hin, daß Alles gut ausgehen werde, und hörten daher nicht auf, von Zeit zu Zeit Feste zu geben, mit jener Pracht und Eleganz, durch welche Paris bis zu jener Zeit sich so ausgezeichnet hatte. Bälle, Bankette und Diners reihten sich aneinander in heiterer Folge, die Blüthen des Adels und der Anmuth versammelnd und verherrlicht durch den Glanz von Augen, die bald in Thränen erlöschen oder sich für immer schließen sollten. Doch rückte die Krisis immer näher; die großen Zirkel und Feste wurden seltener; die Equipagen des Adels und der Geistlichkeit, wie Aller, die mit dem Hofe und der Aristokratie in Verbindung standen, wurden stets mit wildem Geschrei, Flüchen und Verwünschungen empfangen, ja nicht selten mit

Steinwürfen verfolgt. Sie konnten sich am Ende nicht mehr ohne Gefahr zu ihren „réunions" begeben, außer zu Fuß oder in Mieth-Chaisen.

Ein glänzender Ball sollte in dem Hotel des Marquis von **** stattfinden. Es wurden sechs Hundert Personen von der Blüthe des Adels erwartet; viele waren sicher angelangt, theils weil sie in einer Art von Verkleidung durch die Straßen fuhren, in gemietheten Wägen, ohne ihre Livreebedienten; theils weil ihre Wappen und Equipagen dem Volke unbekannt waren.

Der Marquis Léotaud hatte reiche Besitzungen, ein prächtiges Hotel in einer düstern Straße der Vorstadt, er bekleidete eine hohe Stelle in der Armee, hatte großen Einfluß bei der Regierung, und wurde von Allen, die ihn kannten, geachtet; sein Charakter war untadelhaft, seine Familie gehörte zu den ältesten; er stand außerdem in den angesehensten Verbindungen; er war stolz, aber tapfer und ruhmvoll. Seinen Stolz zeigte er besonders jetzt, indem er sich bei seiner Ballfahrt weigerte, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen, um sich gegen die Verfolgungen des Pöbels zu schützen. „Er sey nicht gesonnen," war seine Entgegnung, „sich in das Hotel seines Freundes gleich einem Verbrecher zu begeben, der den Händen der Justiz zu entfliehen sucht; was jenes elende Gesindel beträfe, so sollte es nicht Einer wagen dürfen, ihn nur anzurühren." Léotaud schien zu glauben, die tiefe Verachtung

die seine Brust erfüllte, müßte alle Die in ihr Nichts zurückschrecken, welche von derselben getroffen würden. In diesem Wahne fuhr er in seiner prächtigen, von vier Rappen gezogenen Equipage, an welcher reiche Wappenschilder prangten, und die ein heiteres Gefolge von Livreebedienten und Fackelträgern hatte, rasch durch die Straßen von Paris, dem Orte der Festlichkeit zu.

Der Wagen des Marquis flog dahin, unter dem Glanze der Fackeln, die nur zu deutlich die prächtigen Geschirre der Pferde, den Prunk der Wappenschilder, die reiche Livree der Bedienten und den Glanz der Juwelen erkennen ließen, welche aus dem Innern der Karosse strahlten. Die Karosse fuhr rasch, unaufgehalten durch die Straßen, doch von manchen wilden Flüchen und Verwünschungen des Pöbels begleitet, welcher vor den Rossen herfloh, dann sich wieder hinter der Chaise, wie auf den Seiten sammelte, und seiner Wuth nicht blos in Worten Luft machte, sondern die Equipage von Zeit zu Zeit sogar mit Steinen und Koth bewarf. Als der Marquis endlich aus der ruhigeren Vorstadt in die belebteren Straßen von Paris gelangte, fand er sich mit einem Male in seiner Fahrt mächtig aufgehalten; der Pöbel drang, gleich einem wogenden Meere, von allen Seiten herbei, stürzte sich auf die Pferde, erschütterte durch die Gewalt seines Andranges den Wagen, welcher in der Mitte des Volks hin- und herschwankte, wie ein Schiff auf sturmbewegter See. Die Pferde fuhren

auf und nieder, der Kutscher peitschte sie vorwärts, die erschreckten Laquaien klammerten sich an die Chaise fest, der Marquis Léotaud ließ die Wagenfenster herab, und der helle Schein einer Lampe über der Thüre eines nahen Hauses zeigte der umringenden Menge die ernsten, strengen Züge des Mannes, dessen hohe Stirne mit einer düsteren Wolke des Unmuthes bedeckt war. In einem Augenblicke hatte der Pöbel die Pferde bei den Köpfen gefaßt, den Kutscher von seinem Sitze heruntergezogen, und es streckten sich ein Dutzend Hände aus, um den silbernen Griff des Kutschenschlages zu ergreifen; das Verschließen der Fensterblenden vereitelte indessen noch eine Zeit lang die angestrengten Versuche des Pöbels, den Schlag zu öffnen. Plötzlich ließ eine kleine zarte Hand die Blenden herunter; in demselben Augenblick flog der Schlag auf und der Tritt wurde niedergelassen; eine Gestalt, gleich der eines Engels, trat aus dem Hintergrunde der Chaise, und ließ den Eingang von dem Zauberglanze ihrer Schönheit erstrahlen. Die Menge wich zurück und blieb in ehrfurchtsvoller Verwunderung stehen, einen Halbkreis bildend, gerade unter dem Lichtglanze der Lampe des Nachbarhauses. In diesen Halbkreis, aus wilden Gesichtern und unförmlichen, seltsamen Gestalten gebildet, trat jene Erscheinung, es war Madelaine, die einzige Tochter des verwittweten Marquis. Ihr Vater, der sich vergeblich bemüht hatte, sie zurückzuhalten, lehnte sich über den Kutschenschlag hervor, seine Blicke waren in gespann-

ter Erwartung auf Madelaine gerichtet, und in seinen Zügen der Ausdruck von Angst und Beklommenheit. Nach einem Augenblicke erwartungsvollen Schweigens lös'te Madelaine dasselbe, indem sie mit klarer, deutlicher Stimme sprach:

„Bürger, warum hält man uns auf diese Weise auf?" — Dann fuhr sie fort, indem sie sich bittend nach dem Volke wandte: „O, laßt uns in Frieden weiter, Bürger; wir haben Euch kein Leid zugefügt, und erst diesen Morgen theilte mein Vater an vierzig arme Familien Korn und Holz aus, hinreichend für den Bedarf einer Woche; um dieser wohlthätigen Handlung willen haltet unsere Fahrt nicht länger auf!" Ein lauter Beifallssturm erhob sich darauf unter der Menge; die zuerst standen, drängten sich vorwärts, ihre rauhen Hände der Tochter des Marquis darreichend, welche diesen Ausdruck der Zuneigung mit Wärme erwiederte. Sie wurde alsdann in den Wagen gehoben; die besänftigte Menge ließ den Kutscher wieder seinen Sitz einnehmen; man gab die Pferde frei und ging in feierlichem Zuge vor dem Wagen her, bis er in dem Hofe des Hôtels anlangte; erst da verließ ihn das Volk.

Diese Huldigung, der Macht des Geistes und der Anmuth dargebracht, war einer der letzten Sonnenblicke humanen Gefühls, welcher den Rand jenes Abgrundes der Gräuel und des Schreckens beleuchtete . . . die Tage der Prinzessin Lamballe waren noch nicht gekommen.

Francesco Ribalta.

In einer Kirche Valencia's befindet sich ein Gemälde Ribalta des Aeltern, welches eine Madonna darstellt, deren Züge, Haltung und Ausdruck sich fast auf allen andern Madonnenbildern des Maler wiederfinden. Man fühlt sich bei dem Anblicke jenes Bildes zu dem Glauben gedrungen, daß es dem großen Künstler hier in glücklicher Stunde gelang, das Ideal, welches ihm vom Beginne seiner künstlerischen Laufbahn begeisternd vorschwebte, mit ganzer Wahrheit und Lebendigkeit auf die Leinwand zu zaubern. Trotz der verklärten Schönheit der Madonna und des blendenden Heiligenscheins, der ihr Haupt umgiebt, des göttlich milden Ausdrucks ihrer Augen, und des Engellächelns auf ihren Lippen, wird es dem aufmerksameren Betrachter des Bildes bald klar, daß dem Ribalta bei Ausarbeitung desselben nicht blos ein Ideal der Phantasie vorgeschwebt, sondern daß er das Urbild dieser Madonna mit leiblichen Augen geschaut, daß es hienieden gelebt, geliebt und gelitten, daß es aber von einem solchen Liebreize der Gestalt umflossen, mit solcher Liebenswürdigkeit

begabt gewesen, die es würdig machten, in dem Heiligenscheine einer Madonna zu glänzen.

Die Madonna, oder vielmehr diese Donna war für den spanischen Künstler, was Fornarina für Raphael, was Franziska von Rimini für den Bruder des Lanziotto gewesen.

Vor ihrer glorreichen Vergötterung, da sie noch, gleich uns, in sterblicher Hülle wandelte, den Krankheiten und dem Tode unterworfen, hieß sie Isidora und wohnte zu Valencia. Ihr Vater war einer der ersten Maler seiner Zeit, doch hat sich das Andenken seines Ruhms im Laufe der Jahrhunderte verloren, und er wird heutzutage nur noch als Lehrer des Francesco Ribalta genannt.

Als der Letztere im Jahre 1556, kaum 15 Jahre alt, Isidora zum ersten Mal erblickte, ward er sogleich von heftiger Liebe zu ihr beseelt. Nachdem er ihr einige Monate auf Schritten und Tritten gefolgt, erschien er eines Tages bei ihrem Vater mit der Erklärung, daß er einen unwiderstehlichen Drang in sich fühle, die edle Kunst der Malerei zu erlernen, und da er keinen ausgezeichneten Künstler in diesem Fache kenne, als ihn, so würde er es sich zur höchsten Ehre und zum Glücke rechnen, unter die Zahl seiner Schüler aufgenommen zu werden. Der alte Maler entsprach dem Wunsche Francesco's und gestattete ihm den Zutritt in sein Atelier.

Drei Jahre waren seitdem verflossen, und wir erblicken den jungen Künstler, von mehreren Schü-

pfungen seines Pinsels umringt, vor dem Meister stehend, bleich und zitternd, gleich einem Schuldigen. Die Liebe, welche ihm Isidora eingeflößt, hatte seitdem, statt sich zu vermindern, in seiner Seele nur tiefere Wurzeln geschlagen, und Francesco es, von heftigem Verlangen nach Isidora's Besitze ergriffen, endlich gewagt, bei dem alten Maler um die Hand seiner Tochter anzuhalten.

„Dir sollte ich die Hand meiner Tochter geben!" fuhr der Vater unwillig auf.

„Und warum nicht?" entgegnete der junge Mann, „Stamme ich nicht von edler Familie?"

„Und hättest Du das Blut Ferdinands und Isabellens in Deinen Adern, so gäbe dies Dir in meinen Augen doch noch keinen Anspruch auf die Hand meiner Tochter!"

„Bin ich nicht der Erbe eines ansehnlichen Vermögens? und besitze ich nicht schon jetzt so viel, um einer Frau eine angenehme, sorgenfreie Existenz zu verschaffen?"

„Besäßest Du auch alle Schätze Mexiko's, so gäbe Dir dies doch noch keinen Anspruch auf Isidora!"

„Wodurch aber könnte ich mich derselben unwürdig gemacht haben? Es sind nun bereits drei Jahre, daß ich Euer Atelier besuche, und ich glaube mich rühmen zu dürfen, daß ich während der Zeit mich durch nichts Eurer Achtung unwerth gemacht habe. Meine Liebe zu Isidora ist aufrichtig, wahr und innig; Ihr könnt mir unbesorgt die Zukunft Eures Kindes

anvertrauen, dessen Glück Euch vielleicht nicht mehr am Herzen liegt, als mir! Versagt Ihr mir aber die Hand Isidorens, dann macht Ihr mich für's ganze Leben unglücklich!"

„Das verhüte der Himmel! Möge Dein Leben voll Wonne seyn, Francesco; iß, trink und verbring' Deine Tage unter Scherz und Spiel; ergötze Dich in der Betrachtung Deiner blühenden Felder, an dem Klang und Schimmer Deines Goldes, laß Deine Klinge sausen und stolzire in einem goldverbrämten Sammtmantel; doch weiter laß Deine Wünsche sich nicht versteigen."

„Ich begreif' Euch nicht, Meister!" entgegnete der junge Mann höchst befremdet.

„Nun, so vernimm, Francesco: jeder Mensch hat hienieden seine, ihm von der Vorsehung angewiesene Sphäre, aus welcher er nicht heraustreten soll; unsere alten Feinde, die Mauren, haben in dieser Beziehung in dem Koran eine Parabel, welche Dir zur Lehre dienen kann. Es ist in dieser Parabel die Rede von einer seidenen Brücke, die so schmal ist, wie das feinste Haar, und den Uebergang in das Paradies ihres Betrügers bildet. Die wahren Gläubigen gelangen nun, nach der Versicherung des Lügenpropheten, ohne Mühe über diese Brücke, gröbere und sinnliche Naturen aber haben kaum ihren Fuß auf dieselbe gesetzt, als sie auch schon schwindelnd in die Tiefe des höllischen Abgrundes stürzen."

„Ich begreif' Euch jetzt noch weniger, Meister!"

entgegnete der junge Maler; dürfte ich um eine nähere Erklärung und Anwendung des Gleichnisses bitten?"

„Wenn das Licht nur dazu dient, uns einen niederschlagenden Anblick zu gewähren, so ist ihm die Finsterniß fürwahr vorzuziehen."

„So sollte in jenen Worten wohl einen Vorwurf und eine Anspielung auf mein sittliches Betragen liegen. Ich glaube mich aber rühmen zu können, daß mein Betragen bis jetzt tadellos gewesen, und daß Keiner Euren Lehren gewissenhafter folgte und unverdrossener arbeitete!"

„Ja, Du zeigtest stets Ausdauer und Fleiß, bei weitem mehr, als Lopez; dieser erscheint nicht schon mit Anbruch des Tages vor der Staffelei; er vergeudet seine Tage mit Zechen und in tollem Müßiggange. Es giebt in der Stadt kaum ein »mauvais sujet«, mit dem er nicht befreundet wäre, und er verfolgt alle Bauerndirnen, alle Verkäuferinnen von Fischen und Blumen, die ihm in den Weg kommen, mit seinen zudringlichen Artigkeiten, Galanterieen und schlechten Spässen. Ja, Lopez ist ein ausgemachter Libertin; er kömmt immer halb betrunken in's Atelier, und seine zitternde Hand vermag nur geniale Entwürfe und Skizzen zu malen, die er nimmer zur Vollendung bringt. Und doch . . ."

„Und doch seyd Ihr geneigter, dem leichtsinnigen Lopez die Hand Eurer Tochter zu geben, als mir obgleich jener Eurem Atelier zur Schande gereicht."

„Zur Schande? Wer hat das gesagt?" fuhr der

der alte Maler auf. „Obschon alle Vorwürfe, die ich Lopez machte, nur zu gegründet sind, so freue ich mich doch, ihn zum Schüler zu haben. Vernimm, Francesco: ich will heute mit Freimüthigkeit zu Dir reden. Ich war schon lange dazu entschlossen, doch verschob ich bisher immer die Ausführung meines Vorsatzes aus zarter Schonung für Dich! Diese Schonung war aber fürwahr eine unzeitige, falsche: denn die Mittheilung einer bittern Wahrheit verschafft oft, gleich einer schmerzlichen Operation, Dem, der sie besteht, um den Preis augenblicklichen Schmerzes das köstliche Gut dauerhafter Gesundheit. Doch beantworte mir vor Allem eine Frage: Hat Dich nicht vielmehr die Liebe zu meiner Tochter, als Liebe zur göttlichen Kunst der Malerei in mein Atelier geführt?"

„Die Malerei erschien mir stets als eine preiswürdige, göttliche Kunst," entgegnete Francesco; „doch war es weniger die Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit dieser Kunst, als der Anblick Isidorens, was mich zu dem Entschlusse bewog, Maler zu werden. Oft, wenn Ihr mir die Schönheit der Meisterwerke der Kunst zergliedertet, und mir von dem Ideale spracht, das ihrer Phantasie vorschwebte, so wollt' es mich bedünken, als wenn dies Ideal bei ihnen die Stelle einer Geliebten vertreten."

„O, meine Ahnung hat mich nicht betrogen," fuhr der alte Maler fort. „In Deiner Brust glüht nicht das heilige Feuer der Kunst; Du hast die Malerei studirt, wie der Kaufmann sich abmüht, Schätze

zu sammeln, wie der Sinnenmensch sich die Freuden und Genüsse dieses Lebens zu verschaffen sucht. Für Deine Augen hat nur Das Wesenheit, was sich mit Händen greifen läßt."

„War denn ein Gemälde je etwas Anderes, als ein matter Abglanz irdischer Schönheit?"

„Höre mich, Francesco, zerschlag' Deine Palette und zerbrich Deine Pinsel. Statt daß Du Dich von Morgen bis Abend an Deiner Staffelei abmühst, laß jeden Deiner Tage ein Festtag voll rauschender Freuden und Genüsse seyn. Folge dem Drange Deiner Natur! Die Welt bietet ja Menschen Deines Schlages Freuden und Genüsse in Menge. Kehr' aber zurück von einer Bahn, auf welcher Fleiß und Ausdauer allein nicht einen glücklichen Erfolg sichern. Es fällt mir schwer, Dir so niederschlagende Eröffnungen zu machen; doch muß ich, als Dein Lehrer und Meister, Dir offen und wahr meine Meinung über die hier aufgestellten Werke Deines Pinsels aussprechen. Sieh' zum Beispiel hier diese Heilige: wohl hast Du in ihr den Mund und die Augen Isidora's gut nachgebildet, aber mit welcher Trockenheit und Nüchternheit in Zeichnung und Kolorit. Und die Hände dieser Madonna: sollte man nicht glauben, sie wären von Stein? Auf jenem Bilde dort seh' ich zwar Menschen, die die Arme erheben oder den Kopf senken, sitzen oder stehen; man möchte sie aber fast für ausgeschnittene Figuren halten, auf Leinwand geklebt; da verräth auch Nichts eine höhere Idee und

poetische Auffassung; es fehlt all' Deinen Compositionen jener geheimnißvolle Zauber, welchen nur Der den Werken seines Pinsels zu verleihen vermag, in dessen Brust die Flamme höherer Begeisterung glüht. Ich wiederhol' es Dir, Francesco, zerbrich Deine Pinsel, verlaß mein Atelier und wähle Dir jedes andere Ziel Deines Strebens; nur täusch' Dich nicht mit dem eitlen Wahn, je die Himmelshöhen der Kunst zu ersteigen. Was meine Tochter betrifft, so hätte ich Dir mit Freuden ihre Hand gegeben, in Rücksicht auf die vielen guten Eigenschaften Deines Charakters, doch war es schon längst bei mir beschlossen, daß sie nur einen Maler heirathen sollte, der die höhere Weihe der Kunst erhalten hat."

Nach diesen Worten eilte der alte Maler mit ungestümer Hast aus dem Atelier. Francesco stand lange unbeweglich, die Blicke starr auf den Boden geheftet. Er vermochte kaum noch zu athmen. Alle seine Liebeshoffnungen, alle seine stolzen Plane in Bezug auf Erwerbung künstlerischen Ruhmes waren mit einem Male durch die bestimmte Erklärung des Vaters seiner Geliebten vernichtet.

Nach drei Jahren eifrigen Strebens und sehnsüchtigen Verlangens sah er sich, gleich einem Unwürdigen, von der Schwelle des Tempels zurückgestoßen, in welchem er allein Glück und Ruhm zu finden gehofft. Plötzlich aber ging der Zustand der Betäubung und Niedergeschlagenheit, in welchem er seit der Entfernung des Meisters verharrt, in eine

Art tollen Wahnsinns über. Alle Figuren auf seinen Gemälden schienen mit einem Male lebendig zu werden und ihn zu umgaukeln. Der himmlische Frieden auf dem Antlitze der Heiligen verwandelte sich in fratzenhafte Verzerrung und den Ausdruck hämischer Bosheit; die Engel verwandelten sich alle in Dämonen. Hier glaubte Francesco die teuflische Hohnlache einer Madonna zu vernehmen und dort zu sehen, wie der Gekreuzigte sich gewaltsam vom Holze der Schmach loszureißen suchte. Francesco stürzte mit geballter Faust auf eines seiner Gemälde zu und schlug es in Stücke, dann ergriff er einen großen Pinsel, fuhr mit demselben über die Palette und übertünchte alsdann mit einer dichten Lage des seltsamsten Farbengemisches seine Apostel, seine Madonnen, Engel und Jungfrauen. Schon stand er im Begriffe, auf dieselbe Weise den Kopf einer Heiligen zu entstellen, da entfiel plötzlich der Pinsel seinen Händen, und nachdem er einige Augenblicke stumm und unbeweglich dagestanden, im Anschauen des Bildes verloren, sprach er, die Augen mit Thränen erfüllt: „Nein, nein, ich vermag es nicht! Du blickst mich mit so inniger Liebe an, Isidora, und der Anblick meiner Leiden scheint Dir Thränen zu entlocken!"

„Francesco!" rief in diesem Augenblicke eine sanfte weibliche Stimme .... „Francesco! .... Gott, warum diese Thränen! Doch, was muß ich sehen? Welch' arges Mißgeschick hat Dich betroffen?"

„Das größte, was mich treffen konnte, Isidora!

Du weißt, daß ich nur aus Liebe zu Dir mich der Malerei widmete. Dein Vater hatte ja erklärt, daß er die Hand seiner Tochter nur einem Maler geben werde, der vollkommen Meister in seiner Kunst sey. Seit drei Jahren nun habe ich mit aller Kraft meines Geistes die Schwierigkeiten der Kunst zu überwinden gesucht, und schon schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, sie glücklich besiegt zu haben. Endlich wagte ich es heute, Deinen Vater zu fragen, ob er mich für würdig erachtete, sein Eidam zu werden, und er entgegnete mir . . . doch nein . . . es ist nicht möglich . . . ich vermag es nicht, Dir durch Widerholung seiner Worte Kummer zu verursachen."

„Francesco, könntest Du Deiner Geliebten etwas verhehlen!"

„Nun, so vernimm: er entgegnete meine Frage mit der trockenen Erklärung, daß ich nie ein wahrer Künstler werden würde, da mir die höhere Begeisterung, die wahre Weihe der Kunst fehle; er versicherte mich, daß eine leichte Skizze, daß der roheste Entwurf von der Hand des trunkenen Lopez viel mehr werth sey, als Alles, was ich mit dem gewissenhaftesten Fleiß ausarbeite. Um endlich das Maß meiner Schande voll zu machen, hat er mich aus seiner Nähe und der Deinigen verbannt, Isidora, indem er mir rieth, Pinsel und Palette wegzuwerfen und statt seines Ateliers gemeine Schenken zu besuchen."

„O, Gott! wie vermochte mein Vater Dich so zu verkennen!" rief Isidora.

„Verkennen, Isidora? O, nein, sein Urtheil war gerecht . . . Es fehlte mir die höhere Weihe und wahre Begeisterung der Kunst. Ich liebte Dich, Isidora, und ich arbeitete mit rastlosem Fleiße nur in der Absicht und Hoffnung, mir einst Deine Hand zu erwerben. Ich suchte mir durch eifriges Studium die fehlenden Kenntnisse zu verschaffen. Die Malerei war nur eine Wissenschaft für mich. Ich dachte allein darauf, wie ich die technischen Schwierigkeiten derselben überwinden könnte, und bemühte mich vor Allem, mir eine richtige, korrekte Zeichnung und ein naturkräftiges, wahres Kolorit zu eigen zu machen. Indem ich mich aber so eifrig bestrebte, des Technischen Meister zu werden, vernachlässigte ich das Höhere, Geistige. Wie hätte es mir da gelingen können, ein Werk zu schaffen, der Bewunderung der Kenner und der Nachwelt würdig?"

„O Francesco! Welcher Wahnsinn konnte Dich verführen, diese werthvollen Schöpfungen Deines Pinsels zu vernichten, diese Heiligen, diese Madonnen, deren Anblick mir so manche genußreiche Stunde gewährte?"

„Nur die Liebe zu mir, Isidora, konnte Dich diese Schülerarbeiten mit solchem Wohlgefallen betrachten lassen. Doch auch ich wähnte bis jetzt, daß die unvollkommenen Gebilde meiner Hand schön und kunstvoll wären. Ich glaubte, durch eifriges Studium der Natur mich schon befähigt zu haben, sie auch treu und lebendig auf der Leinwand darzustellen, doch

fehlte mir, dies zu können, die höhere Weihe, die Inspiration jenes Geistes, der die Natur ins Daseyn gerufen, die nur die Verkörperung, das Symbol ewiger, unsichtbarer Ideen ist. Davon aber hatte ich bis jetzt keine Ahnung. Nur der Gedanke an Dich, nur der Zauber Deiner Schönheit war es, der mich bei Ausarbeitung meiner Werke begeisterte. Seit wenigen Augenblicken aber bin ich meiner argen Verblendung entrissen, und habe mich in meiner ganzen Unwürdigkeit, Unvollkommenheit und geistigen Armuth erkannt. Diese Heilige, in der ich Deine mir so theuren Züge verewigen wollte, sie soll mein letztes Werk seyn und das einzige, welches mein Andenken und das Deinige bei der Nachwelt erhält."

„Was sagst Du, Francesco? Wolltest Du einer tollen Verzweiflung Raum geben? Isidora liebt Dich mit aller Gluth der Leidenschaft, und wird nie einem Andern angehören. Sie wird die Kraft haben, ihre Sehnsucht nach Verbindung mit Dir so lange zu bezwingen, bis der Vater sich eines Bessern besonnen. Und Du solltest nicht vermögen, was ein schwaches Mädchen über sich vermag? Höre nur auf den Ruf Deines liebenden Herzens und nicht auf die Stimme gekränkten Stolzes. Höre aber auch auf die Stimme der Vernunft. Hast Du nicht das Ziel erreicht, das Du Dir vorgesetzt? Du brauchst nur ernstlich zu wollen, um Dir auch noch die künstlerischen Eigenschaften zu erwerben, auf welche mein Vater einen so hohen Werth legt. Fahre fort, mit Deinem bishe-

rigen Eifer auch nach diesen zu streben, und Du wirst Dich bald am glorreichen, erwünschten Ziele sehen."

„O, Geliebte, vermöchte ich nur, mich zum Glauben an Deine Worte zu erheben! Doch der Ausspruch des Meisters . . . ."

„Ist mein Vater nicht ein Mensch, und kann als solcher irren? Ein Geist, wie der Deinige, braucht kein Urtheil als untrüglich anzunehmen und auf das Wort des Meisters zu schwören."

„O, Geliebte, Du giebst mir neuen Lebensmuth!" rief der junge Mann. „Nein, ich will nicht an der Erreichung meines Zieles verzweifeln, ich will mit Eifer auf der ein Mal betretenen Bahn fortwandern. Oft, wenn ich die Bilder Deines Vaters betrachtete, schien es mir, als vernachlässige er über dem Ausdrucke die Form, und arbeite zu viel auf glänzende Effecte hin. Vielleicht betrog ich mich nicht in meiner Ahnung, vielleicht war es keine eitle Vermessenheit, wenn es mich bedünkte, daß ich nur ernstlich zu wollen brauchte, um meinen Productionen auch jenen geistigen Zauber, jene Lebendigkeit und Kraft der Darstellung zu verleihen. Nein, nein, ich will den Muth nicht sinken lassen; das demüthigende Urtheil Deines Vaters soll mir eine Aufforderung seyn, mit erneuter Kraft nach der Krone der Meisterschaft zu ringen. Schon längst war es mein Wunsch, nach Italien zu reisen . . . ich will gerne die Qual erdulden, fern von Dir zu leben, um nur dem Namen, den Du später tragen sollst, größere Berühmtheit zu verleihen. Isidora,

traue der Macht meiner Liebe; ich werde bald als würdiger Priester der Kunst zurückkehren, und es wird Dein Vater mir nicht mehr mit Grund Deine Hand versagen können."

Francesco reis'te wirklich nach Italien. Wohl war es die Gluth der Liebe, an welcher sich die Flamme seiner künstlerischen Begeisterung zuerst entzündet, doch hatte diese bereits eine solche Stärke erlangt, daß er es über sich zu gewinnen vermochte, sich von seiner Geliebten zu trennen, da er sie doch ohne große Mühe hätte bewegen können, ihm, trotz der Weigerung ihres Vaters, als seine Braut zum Altare zu folgen; er verzichtete auf den Umgang und Besitz Isidora's, da er sich nur an die Kirche hätte zu wenden brauchen, damit diese nach den Gesetzen des Landes Isidora als ihr Eigenthum vindicire und sie ihm als seine rechtmäßige Gattin vermähle.

Francesco bereis'te Italien, mit dem festen Entschlusse, nicht eher wieder den Pinsel zu ergreifen, ehe er den Geist und Charakter der verschiedenen Malerschulen studirt, welche jenes Heimathland der Kunst damals verherrlichten. Bis jetzt hatte er noch immer im Finstern getappt, hatte zwischen den Eingebungen seines Gefühls und dem Einflusse seines Meisters geschwankt, aber der Anblick und das Studium der Meisterwerke Raphael's, Carrachio's und Sebastian's del Piombo trug mächtig dazu bei, seine Ansichten und seine künstlerische Richtung zu fixiren. Ein neues Licht war ihm aufgegangen, er hatte seinen künstle-

rischen Beruf nun klar und deutlich erkannt. Jeder Mensch, der nicht seiner Bestimmung gemäß in der ihm von Gott angewiesenen Sphäre wirkt, verschwendet zwecklos seine Kraft; das Geheimniß eines glücklichen Erfolges liegt für Jeden in der richtigen Erkenntniß seines Berufs und seiner Anlagen. Francesco hatte diese Kenntniß endlich erlangt. Der alte spanische Maler, sein Meister, ein Freund glänzender Effecte und phantasiereicher Composition, schätzte in der Malerei hauptsächlich naturkräftige, lebendige Darstellung, den Zauber des Kolorits und der Gruppirung; in der Schule eines solchen Meisters befand sich Francesco natürlich nicht in seinem Element; die edle, korrekte Zeichnung aber, die Erhabenheit und Idealität in den Werken der italienischen Meister brachten ihn zum vollen Bewußtseyn seines künstlerischen Berufes, und es beseelte ihn nun freudige Hoffnung, auch das Ziel zu erreichen, an welchem sie so glücklich angelangt. Nun begann für ihn ein neuer Abschnitt seines geistigen Lebens, seiner künstlerischen Wirksamkeit; an die Stelle ängstlichen, mühsamen Fleißes trat die Kraft genialer Begeisterung. Bisher war der Flug seines Geistes durch das niederdrückende Gewicht eisernen Fleißes zurückgehalten worden; jetzt aber, da seine kunstgeübte Hand sich mit Leichtigkeit seinem Gedanken fügte und er jeder technischen Schwierigkeit Meister geworden, machte sein Geist, von jedem Zwange ledig, Riesenschritte auf der Bahn der Kunst. So langte er von Ehr-

geiz und Liebe gespornt, bald an dem ersehnten Ziele an.

Francesco hatte aber während seines Aufenthaltes in Italien, obschon er in das Studium der Meisterwerke der römischen und venetianischen Schule vertieft, doch stets das Bild Isidora's vor seinem Geiste, jener Muse, die ihn begeistert, und es hatte sich bei dem Andenken an sie nicht selten düstere Trauer seiner bemächtigt; denn es waren bereits zwei Jahre verflossen, daß er von ihr getrennt lebte, und die Befürchtungen der Eifersucht hatten sich seines Herzens bemächtigt. Er sah seine Geliebte, wie sie von einem Schwarm Anbeter umringt war, die, von dem Zauber ihrer Schönheit angelockt, ihre Gunst zu erwerben suchten, und sie vielleicht zu schmählichem Treubruche verleiteten. Endlich trieben ihn seine Sehnsucht, sein Verlangen nach dem Anblicke und Umgange der Geliebten, Italien zu verlassen und sich nach dem Lande seiner Heimath einzuschiffen.

Er konnte kaum das Ende der Fahrt erwarten und brannte vor Verlangen, die Mauern und Thürme Valencia's wieder zu sehen; als er aber endlich die Straßen der Stadt betrat, welche alle seine Hoffnungen einschloß, wurde er von Bangigkeit ergriffen, und vermochte erst nach langem Zaudern seine Freunde über Das zu befragen, was während seiner Abreise zu Hause vorgefallen. Endlich aber siegten die Qualen der Ungewißheit über seine Besorgnisse, und er wagte es, sich über seine Geliebte zu erkundigen. Als er

die willkommene Nachricht erhielt, daß sie noch unverheirathet sey, eilte er mit freudigem Vertrauen der Wohnung des alten Malers zu.

Der Tag neigte sich schon dem Ende zu, und es saßen vor fast allen Häusern die Töchter Valencia's, muntere Lieder singend und die balsamische, erquickende Abendluft einathmend. Ribalta aber ging seines Weges, ohne auf den Jubel der jungen Schönen zu achten, die Brust von froher Ahnung bewegt, denn er nahete sich ja dem Orte, der Zeuge seiner ersten Kunststrebungen gewesen und der Seeligkeit, die er an Isidorens Seite gefühlt. Sein Herz schlug heftig, und alle Gegenstände, auf welchen sein Blick haftete, schienen ihm von der Vergangenheit zu erzählen. Vor der Wohnung des Meisters angekommen, fand er deren Thüren offen; er trat zögernd über die Schwelle, ging dann durch den Hof in den Garten, unter dessen Blumenlabyrinthen er oft mit seiner Freundin gewandelt. Als er die ihm so liebgewordenen Räume des Gartens betreten, sah er sich nach allen Seiten um, vermochte aber Niemand zu erblicken; es herrschte ringsum die tiefste Einsamkeit und Stille. Er ließ sich auf eine Bank nieder und saß da eine Weile, in träumerisches Sinnen verloren. Bald ließ sich ein Geräusch von Tritten vernehmen; Francesco sah empor und gewahrte den alten Diener seines Meisters. Sancho freute sich kindisch, als er den ehemaligen Schüler seines Herrn, den er selbst liebgewonnen, wieder sah; er antwortete bereitwillig und mit Freu-

den auf alle Fragen, welche derselbe an ihn stellte. Er sagte ihm, daß der alte Maler kaum von einer schweren Krankheit genesen, und daß er allem Vermuthen nach vor vierzehn Tagen sein Zimmer nicht verlassen dürfte.

„Doch, warum sagst Du mir nichts von Isidora?" unterbrach Ribalta den Diener. „Wie befindet sie sich? Wie hat sie die zwei Jahre, während welchen ich abwesend war, verlebt?"

„Isidora hatte die Zeit während der Abwesenheit ihres Geliebten zugebracht, wie junge Spanierinnen pflegen, die getrennt von einem theuern Freunde schmachten. Sie hatte viel Rosenkränze gebetet und Messen gehört zum Heil und Wohlergehen ihres fernen Freundes; sie verschmähte, ihr schönes schwarzes Haar mit der früheren Sorgfalt und Liebe zu ordnen, und vermißte, wenn sie vor den Thoren Valencia's in Mitte ihrer Gespielinnen lustwandelte, schmerzlich die sehnsüchtigen, zärtlichen Blicke Francesco's, welche sonst mit innigem Wohlgefallen auf dem Reize ihrer jugendlichen Gestalt ruhten; sie wandelte oft, in tiefes Sinnen verloren, durch den Garten ihres Vaters, manche Blume entblätternd; sie weinte oft stille Thränen, und sang fast tagtäglich zur Guitarre wehmüthige, zärtliche Weisen, deren Anhörung sie sonst stets gelangweilt hatten; sie hatte, sich zu zerstreuen, eine Menge weiblicher Arbeiten angefangen, aber auch nicht eine derselben vollendet."

Francesco bat den Sancho, Isidora zu sagen,

daß er sie in dem Pavillon des Gartens, der bisher dem alten Maler als Atelier gedient, sehnlichst erwarte. Das Mädchen eilte auf die Mittheilung des alten Dieners mit beflügelten Schritten und voll freudiger Hoffnung dem Heißersehnten entgegen. Welche Feder vermöchte das Entzücken zu schildern, das zwei Liebende nach langer Abwesenheit in der Stunde glücklichen Wiedersehens empfinden? Francesco und Isidora lagen sich lange sprachlos in den Armen und empfanden dann eine so unaussprechliche Seligkeit in dem Austausche ihrer wechselseitigen Gefühle, daß ihnen die Stunde ihres ersten Zusammenseyns so schnell wie eine Sekunde verflog.

Als Isidora sich entfernt hatte, trafen die Blicke des jungen Malers zufällig den kaum vollendeten Entwurf eines Gemäldes. Francesco betrachtete es aufmerksamer und bald verbreitete sich eine lebhafte Freude über all' seine Züge. Sein geübtes Auge hatte in der Skizze das Werk seines Meisters erkannt und zugleich nicht unbedeutende Fehler in der Anlage und Zeichnung. Er faßte den Entschluß, ohne Wissen des alten Malers, dessen Entwurf mit aller möglichen Sorgfalt auszuführen und es alsdann seinem vollendeten Werke zu überlassen, bei dem Vater Isidora's den Mittler und Fürsprecher des Vollenders zu machen. Francesco ergriff einen Bleistift, und hatte schon nach Verlauf einer halben Stunde die Skizze mit mehreren Figuren bereichert, die vorhandenen besser gruppirt, die Zeichnung verbessert, mit einem

Worte, die Anlage zu einem trefflichen Gemälde vollendet. Sancho überraschte ihn bei der Arbeit und versprach Francesco, seinen Plan nach Kräften zu unterstützen. Auch schien im Augenblicke Alles die ungestörte Ausführung des Planes zu begünstigen. Lopez, ausschweifender und träger als je, machte sich die Krankheit des Meisters zu nutze, um seinen unordentlichen Neigungen vollends den Zügel schießen zu lassen. Er war fast über einen Monat nicht im Atelier gewesen, und es stand zu erwarten, daß er vor völliger Wiederherstellung des Meisters nicht in dasselbe kommen werde. Sancho übernahm es, anderen Besuchern den Zutritt zu dem Pavillon zu verwehren, und versprach zugleich Francesco, ihm sein Essen in das Atelier zu besorgen und ihn täglich von dem Gesundheitszustande des Meisters in Kenntniß zu setzen.

Schon in der Frühe des andern Tages machte sich Ribalta an die Arbeit, und nie hatte er eine solche Begeisterung gefühlt, nie mit mehr Liebe und Eifer gearbeitet, als jetzt: denn lebhaft schwebte ihm das Bild Isidora's vor, die der Lohn seiner Anstrengung werden sollte. Alles, was ihn umgab, erinnerte ihn an seinen alten Meister, dessen Urtheil über ihn er jetzt bald in seiner Nichtigkeit darzustellen hoffte.

Auch Isidora war von dem genialen Plane ihres Geliebten in Kenntniß gesetzt worden, und besuchte denselben täglich in dem Atelier; sie freute sich jedes Mal innig über die Fortschritte, welche er in seiner

Arbeit gemacht, und unterhielt sich mit ihm, wenn er von derselben ausruhte, von dem Glücke, das ihrer harre, wenn ihm sein Werk gelungen.

Fünfzehn Tage waren bereits verflossen seit der Rückkehr Ribalta's, als es der alte Maler an einem heitern Frühlingsmorgen wagte, auf den Arm Isidora's gestützt, in den Garten hinabzugehen; er lenkte, voll Sehnsucht, seine Schritte nach dem Atelier, dessen Besuch ihm so lange versagt war. Je näher er demselben kam, von so größerer Bangigkeit und Angst ward Isidora ergriffen bei dem Gedanken an ein mögliches Mißlingen des Plans; und als sie endlich mit dem Vater über die Schwelle des Ateliers trat, schien der Boden unter ihr zu schwinden und Nacht ihre Augen zu umhüllen.

„Was seh' ich?" rief der alte Maler, außer sich vor Erstaunen, bei'm Anblick seiner meisterhaft ausgeführten Skizze. „Ich ließ auf dieser Leinwand nur einen höchst unvollkommenen Entwurf und finde denselben jetzt zu einem solchen Meisterwerke ausgearbeitet! Das geht fürwahr nicht mit rechten Dingen zu! Ist ein himmlischer Geist in dies Atelier herabgestiegen, um mein Werk zu vollenden? Wie ist die Idee, welche mich bei dem Entwurf meiner Skizze leitete, erweitert, vervollständigt und verklärt! Mit wie lebendigen Farben ist sie dargestellt! Welcher Reichthum der Phantasie, welcher Geschmack in der Gruppirung und Anordnung des Ganzen! Welch' richtige Zeichnung der einzelnen Theile! . . . Welche

Meisterhand hat all' Dies vollendet? Wer mag während meiner Krankheit das Atelier besucht haben? Ist vielleicht Dir, Isidora, der Schöpfer des Meisterwerks bekannt?"

„Vielleicht hat Euer Schüler Lopez . . ." entgegnete schüchtern Isidora.

„Er sollte ein solches Werk geschaffen haben?" unterbrach sie rasch der Meister. „O nein! Er ist dessen durchaus unfähig, der Müßiggänger, der Wüstling! Ich hoffte zwar einst, daß er meinem Unterrichte Ehre machen würde: aber ach, er hat meine Hoffnung schmählich vereitelt! Er hätte bei seinen großen Anlagen mit Fleiß und Ausdauer ein großer Maler werden können, doch ist er heute fast noch so unwissend, als er zu mir kam, und hat durch Ausschweifung die Kraft seines Geistes geschwächt, seine herrlichen Anlagen zerstört: Lopez wird nie etwas Ausgezeichnetes zu leisten vermögen!"

„Vielleicht ist das Gemälde," begann Isidora wieder, „von der Hand Francesco's, der, wie man mir versichert, vor wenigen Wochen nach Valencia zurückgekehrt ist."

„O," entgegnete der alte Meister, „eine solche Auffassung liegt noch mehr über dem beschränkten Horizonte seines Geistes, als die gelehrte Ausführung sich von der Unwissenheit des Lopez durchaus nicht erwarten läßt. Der Letztere ward zwar von der Natur reich begabt, doch verstand er es nicht, mit dem verliehenen Pfunde zu wuchern; Ribalta zeigte stets

das rühmlichste Streben und unverdrossenen Fleiß, doch vermögen diese nimmer, den Mangel des Geistes und genialen Aufschwungs zu ersetzen. O, Isidora, ich bin recht unglücklich mit meinen Schülern! Warum führte mir ein gutes Geschick nicht einen jungen Mann zu, der fähig gewesen, ein solches Werk zu schaffen? Ich hätte es mir zum höchsten Glücke und zur Ehre gerechnet, ihm die Hand meiner Tochter zu geben."

„So werde ich also wohl ewig unvermählt bleiben müssen," entgegnete lächelnd Isidora, „da Sie keinen Ihrer Schüler für fähig halten, ein solches Werk hervorzubringen!"

„Warum war es mir auch nicht vergönnt, den Schöpfer dieses Meisterwerks zum Schüler und Eidam zu haben!" wiederholte der Greis mit wehmüthigem Tone. „Der Vater wünscht nichts sehnlicher, als in seinen Kindern, der Künstler in seinen Schülern fortzuleben."

„Ein gütiges Geschick legt die gleichzeitige Erfüllung beider Wünsche in Ihre Hand, Vater," entgegnete schüchtern Isidora, indem sie einen langen Vorhang zurückschob, hinter welchem ihr Geliebter verborgen saß.

„Francesco," rief der alte Maler, bei seinem Anblicke entzückt auf ihn zueilend.

„Ja, geliebter Meister, es ist Francesco, Ihr Schüler, der dieses Werk vollendet, und sich glücklich schätzt, aus Ihrem eigenen Munde den Widerruf des früheren absprechenden Urtheils vernommen zu haben. Er

bittet zugleich, ihm nun den herrlichen Lohn zu geben, den Sie, verehrter Meister, vor wenigen Augenblicken Dem versprochen, der dieses Werk geschaffen."

„Nimm ihn hin, den Lohn, nimm Isidora!" rief der Greis gerührt, nachdem er Francesco die Hand seiner Tochter ergreifen ließ und dann Beide zärtlich an sein Herz drückte.

Eine schreckliche Stunde.

Es gibt Menschen, deren Leben schon im Jünglingsalter so schwer und inhaltsvoll ist, daß manche Greise dagegen mit ihren Erfahrungen in den Hintergrund treten müssen. Zu diesen Seltenheiten gehörte mein frühverblichener Freund D . . . — Das Schicksal schien es zu wissen, daß ihm ein frühes Ende bestimmt sey und er deshalb Eile, zu leben, habe; keine Stunde strich ihm, wie andern Leuten, dahin; unaufhörlich drängten sich die ungewöhnlichsten Erscheinungen, die interessantesten Begebenheiten vorüber, bald seinen Lebensnachen mit finsterem Auge messend, bald in fröhlichem Gaukeln an ihm dahintanzend. — Die nachstehende Erzählung, welche ich wörtlich aus dem Tagebuche meines Freundes hervorhebe, mag die Wahrheit des Gesagten bewähren.

„Schon längst," beginnt das einschlagende Kapitel, „war es mein sehnlicher Wunsch, zu meiner Mineraliensammlung eine besondere Gattung rothen Thonschiefers, welche sich nur noch sehr selten und alsdann immer tief in der Erde vorfindet, hinzuzufügen. Es verursachte mir daher nicht geringe Freude, als

ich durch die Güte eines Bekannten erfuhr, daß in der sogenannten Bocksgrube unweit L. die betreffende Steinart noch reichlich anzutreffen sey.

An einem schönen Frühlingsmorgen legte ich die drei kurzen Stunden bis L. zurück und wollte, nachdem ich mich durch Speise und Trank gestärkt hatte, im Vertrauen auf meine Kenntniß der unterirdischen Geheimnisse, mit einem Grubenlichte ganz allein die Fahrt beginnen. Aber das Schicksal hatte es einmal wieder anders über mich beschlossen. In dem Thore von L. begegnete mir ein Bergmann von mittleren Jahren, der, als er das Grubenlicht in meiner Hand gewahrte, mir ein ehrliches: „Glück auf!" bot und sich nach dem Zwecke meiner Wanderung erkundigte. Ich habe dieses treuherzige Knappenvolk immer gerne gehabt. Wir verständigten uns daher bald und der Mann, der den Schacht, so wie die Lage des Tonschiefers insbesondere, sehr genau zu kennen versicherte, versprach, mich gegen ein geringes Trinkgeld zu begleiten.

Wir mochten etwa eine halbe Stunde auf verschiedenen Richtungen durch den Tannenwald dahingestreift seyn, als mein Begleiter vor einem Stollen, der in wagerechter Linie in die Erde hineinlief, anhielt, indem er bemerkte, daß wir zur Stelle seyen.

Wie der Augenschein lehrte und mein Begleiter versicherte, so war die Grube schon seit mehreren Jahren in's Reterdat gefallen und somit nicht mehr befahren worden. Dieselbe hatte zwei Zugänge,

einmal nämlich der Stollen, welcher früher dazu gedient hatte, um das nöthige Wasser zu den Kunstgetrieben in den Berg zu führen, und dann die eigentliche Einfahrt, welche auf der Höhe des Berges senkrecht in die Tiefe lief.

Mein Begleiter stellte mir anheim, welchen Weg wir wählen wollten; da ich jedoch einestheils die Mühe des Steigens scheute und anderntheils den Stollen für sicherer hielt, so hatte ich mich bald für den letzteren entschieden.

Die Lichter wurden angezündet, und wir begannen die Einfahrt.

Ich bin schon sehr oft seelenallein, ohne alle Begleitung, in Schachte, die schon über hundert Jahre verfallen waren, hinabgestiegen und habe von der mich umschwebenden Gefahr nie einen Begriff gehabt; um so schauerlicher war es mir daher, als mich gerade dieses Mal die kalte Luft der Unterwelt mit einem ganz eigenen Odem anwehte und mir meine innere Stimme ein: „zurück!" zuzurufen schien. Ich schämte mich indeß vor dem Bergmanne, der in dem magischen Halbdunkel seines Grubenlichtes rüstig vor mir dahinschritt, schob Alles auf den plötzlichen Kälteeindruck, und hatte auch in Kurzem meine alte Ruhe und Gelassenheit wieder gewonnen.

Die ersten hundert Schritte begegnete uns kein Unfall; dann aber begann der Gang unsicherer zu werden. Hie und da waren die Bretter, welche den Kanal bedeckten, morsch und faul geworden, so daß

wir Gefahr liefen, durchzutreten und ein Bein zu zerbrechen, oder es fehlten wohl gar die Bohlen ganz, und wir mußten zehn bis zwanzig Schritte weit bis an die Kniee im Wasser waten. Unglücklicherweise fügte es sich am Ende wirklich, daß ich durchbrach, stürzte und mein Grubenlicht in's Wasser flog und erlosch. Es gelang uns zwar, dasselbe wieder aufzufinden, aber alle Bemühungen, den Docht wieder in Brand zu bringen, waren vergebens. Es blieb uns daher nichts übrig, als bei dem schwachen Schimmer eines einzigen Grubenlichts unsere Wanderung fortzusetzen.

Nach unsäglichen Mühseligkeiten langten wir glücklich bei unserem Ziele an und ich hatte die Freude, eines der trefflichsten Exemplare des gesuchten Minerals in meinem Besitze zu sehen.

Um der eisigen Kellerluft doch etwas entgegenzusetzen, stärkten wir uns durch einen Zug aus der Flasche des Bergmannes und überlegten dann, ob wir den Weg, den wir gekommen, zurücknehmen, oder es vorziehen sollten, den Schacht, dessen Fahrleitern noch wohlerhalten schienen, hinaufzufahren. Ein fürchterliches Getöse, das ich nur dem Donner vergleichen kann, weckte uns aus der Ueberlegung und sparte uns zugleich die Wahl; der Stollen, durch den wir vor wenig Minuten gekommen waren, war eingestürzt. — Ich habe nie einen Bergmann getroffen, der von Aberglauben ganz frei wäre; durch das stille Gebet meines Nachbars hörte ich daher

die Worte: „Kobold, gute Geister!“ deutlich hindurch. Aber wahrlich, auch mir war es ganz seltsam zu Sinne; unwillkührlich kehrte die Erinnerung an das Gefühl bei'm Eintritte in den Stollen zurück und ich faltete, ohne daß ich's selbst wußte, die Hände zum Gebet.

Es dauerte lange, ehe einer von uns ein Wort hervorbringen konnte. Am Ende unterbrach ich selbst das Schweigen. „Die unterirdischen Mächte müssen es gut mit uns meinen!“ rief ich, indem ich mich zum Scherze zwang und meinen Begleiter ziemlich derb auf die Schultern schlug. „Wer die Wahl hat, hat die Qual! Glück auf darum, Landsmann, vorwärts an die Sprossen!“

„Scherzt nicht, wenn die Geister reden!“ erwiederte ernst und feierlich der Bergmann, störte sein Grubenlicht und schritt nachdenkend vor mir dahin.

Wer jemals in einem Schachte gewesen ist, der wird sich erinnern, daß die Fahrleitern nicht immer ohne Unterbrechung fortlaufen; es geht vielmehr bald fünf bis sechs Leitern hinauf, dann wieder auf gerader Erde einen Nebengang fort und dann wieder an's Steigen. Eben diese Verschlingungen sind es, die das Zurechtfinden in einem Bergwerke so äußerst schwierig, ja für einen Fremden fast unmöglich machen. — Dies gilt ganz insbesondere von der Bocksgrube, worin wir uns jetzt befanden. Bald ging es ein halbes Dutzend Leitern hinauf, und dann wieder in den verworrensten Windungen durch die Engweite

der Erde, oft neben tiefen, theils durch Menschenkraft, theils von der Natur gebildeten Abgründen dahin. Ohne meinen Gefährten wäre es mir rein unmöglich gewesen, mich aus dem Labyrinthe herauszufinden.

Leider waren wir noch nicht bis zur Hälfte hinauf, als die Sprossen der Leitern, mürbe durch die eingedrungene Nässe, anfingen, unsicher zu werden. Oft waren sie sogar schon gebrochen und wir mußten mit Lebensgefahr hinaufklimmen, ja einmal, wo eine Sprosse unter meinen Füßen zerbrach, war es um ein Haar breit geschehen, daß ich rücklings hinabstürzte und den Bergmann, welcher mit dem Grubenlichte hinter mir fuhr, mit in die Tiefe riß.

Wir hatten nach der Angabe des Letztern jetzt ungefähr drei Viertheile des Weges zurückgelegt, und sahen, nachdem wir einen Seitengang durchschritten, eine ungewöhnlich lange Reihe von Leitern über uns.

Muthig klomm ich voran und war eben im Begriffe, die siebente Leiter zu besteigen, — als plötzlich mich tiefe Nacht umhüllte und ein gräßliches Gepolter mir neues Grausen durch die Seele jagte. Mein Begleiter war verschwunden und ich stand allein in dem gräßlichen Dunkel.

Mein erster Griff war nach dem Taschenmesser, um mir im Nothfalle damit die Adern zu öffnen und mich so vor dem Verhungern zu schützen. Ich athmete freier, als ich das Gesuchte in meiner Westentasche fand, — ein schrecklicher Trost, aber in

meiner Lage dennoch hoch genug, um mir eine Thräne des Dankes gegen die Vorsehung auszupressen.

Ruhiger konnte ich jetzt überlegen. Erst versuchte ich, durch Rufen etwas über das Schicksal meines Begleiters zu erfahren; aber nur die öden Wände hallten schauerlich meine Stimme zurück. Nach kurzem Besinnen entschloß ich mich daher, die Stiege wieder hinabzufahren und den Bergmann aufzusuchen. Es gelang, als ich die letzte Sprosse der sechsten Leiter hinabtrat, fühlte ich unter meinem Fuße einen Körper, hastig untersuchte ich ihn näher, — es war mein Begleiter; aber ach, es blieb mir nur wenig Hoffnung, alle meine Bemühungen, ihn in das Leben zurückzurufen, waren vergebens. Endlich griff ich ihn zufällig an dem Arme, — ein beklommenes Stöhnen antwortete, das erste gräßliche Zeichen der wiederkehrenden Besinnung. Ich verdoppelte meine Anstrengungen, und es glückte, das Bewußtseyn völlig in die Brust des Unglücklichen zurückzurufen. Vergebens würde ich versuchen, meine Empfindungen zu schildern, nur wer in meiner Lage gewesen wäre, konnte sie ganz ausfühlen; ich war nicht allein mehr in der gräßlichen Oede, ich hatte ein lebendes Wesen, das mit mir fühlen, empfinden und leiden konnte.

Die ersten Worte des Bergmannes klangen zwar nicht sonderlich troſtreich, es waren die Laute eines Sterbenden, der seine letzte Rechnung abschließt; aber meine Stimme ermunterte ihn immer mehr und mehr, bis er im Stande war, sich aufzurichten. Der rechte

Arm war gebrochen und der Schmerz, als ich daran gerüttelt, mochte ihn wohl zuerst wieder dem Leben zurückgegeben haben.

Es ist unwahr, daß nur die höhere geistige Ausbildung jene Resignation gibt, die dem Tode mit Ruhe entgegensieht; das Benehmen des Bergmanns, sobald er seine Kräfte in etwas gesammelt hatte, strafte diesen vielgepriesenen Satz Lügen. So wenig er auch an Rettung glaubte, so hörte ich doch keine Klagen, es sey denn, daß man einen Seufzer, den ihm die Erinnerung an Weib und Kind entpreßte, dahin rechnen wollte.

Wohl eine halbe Stunde suchten wir jetzt nach dem Grubenlichte, das bei dem Sturze meinem Gefährten entfallen war, aber jede Bemühung, dasselbe aufzufinden, war vergebens.

Nach der Versicherung des Bergmannes hatte ich, wenn ich die nächste Reihe Leitern erklommen hatte, nur noch einen kurzen Gang zu passiren, um alsdann auf der letzten Reihe Leitern an das Tageslicht zu steigen. Ich ließ mir das Terrain genau beschreiben und begann, während mein Begleiter unten harrte, die gefährliche Reise.

Glücklich passirte ich die nächste Reihe Fahrleitern, glücklich gelangte ich durch den Gang und — o Himmel! ein Strahl von Tageslicht glomm mir entgegen.

Mit der Hast des ermatteten Schwimmers, der nach einem Zweige am Ufer greift, eilte ich die Sprosse

hinauf, mein Herz pochte hörbar; — aber wie fürchterlich wurde ich wieder getäuscht! Mit Befremden gewahrte ich beim Emporsteigen, daß der Schimmer, statt zuzunehmen, verschwand; plötzlich stieß ich mit dem Kopfe unter die Decke — o Entsetzen! — der Schacht war zugenagelt!!

Das war zu viel! Wie ein Verzweifelnder stampfte ich mit dem Rücken gegen die Bretter, aber die starken eichenen Bohlen, durch dicke eiserne Nägel angeschmiedet, spotteten meinen Kräften. — Ich lehnte mich an die Leiter und weinte.

Es dauerte lange, ehe mein angeborner Muth zurückkehrte. Ich versuchte, mit meinem Messer zu schneiden, aber die Klinge war zu schwach, sie zerbrach und stürzte klirrend in die Tiefe. Ich war schon zu angegriffen, um die ganze Größe dieses Verlustes noch zu empfinden. Nach langem Sinnen fiel mir der Hammer des Bergmannes ein, den dieser, wie dies Gebrauch ist, an der Seite getragen hatte.

Also noch einmal klomm ich hinab, noch einmal durchtappte ich den Gang, — es war die letzte verzweiflungsvolle Hoffnung. Das Schicksal schien einen entsetzlichen Scherz mit mir treiben zu wollen, ich langte glücklich an und der Hammer fand sich. Ich kehrte zurück.

Wohl zwei Stunden hatte ich gehämmert, meine letzte Kraft erschöpft und noch war keine Leiste los; noch einen Schlag konnte mein Arm ertragen, ein zweiter wäre mir unmöglich gewesen. Ich hob aus,

der Schlag fiel, und — eine Stimme antwortete oben.

Wie ein Blitz schoß neuer Muth, neue Kraft durch meine Adern, ich rief, ich hörte reißen an den Brettern, ich hörte die Nägel knarren, die Bohle wich und ich stieg hinauf an's Tageslicht.

Lautlos sank ich auf die Kniee und streckte die Arme zum Himmel; ich hätte das Licht verschlingen, jeden Busch, jeden Strauch an meine Brust drücken mögen. Ein Thränenstrom machte mir Luft.

Es dauerte lange, ehe ich mich meinen Rettern, zweien Holzhauern, die zufällig ihres Weges dahin gekommen waren, verständlich machen konnte. Der Bergmann wurde geholt und wir beiden wurden gerettet.

Es haben sich die Leute oft über meine Ruhe und Kälte in Gefahren gewundert; aber ich frage, wer hat dem Tode so nah schon in's Gesicht geblickt! Wenn ich so zuweilen des Nachts einsam auf meinem Lager liege und sinne, dann komm ich mir vor, wie ein alter Greis der auf sein Leben zurückblickt, und es ist mir, als müßte ich bald hinüber in jene bessere Regionen, wo kein Schmerz, keine Angst die Seele mehr foltert."

Schlafe sanft, edler Freund, deine Ahnung ist eingetroffen!

Eine Madonna.

(Nach dem Englischen.)

Auf einer Reise, welche ich vor einigen Jahren in dem Süden Frankreichs machte, fragte ich in einem Landstädtchen, dessen Name mir jetzt entfallen, ob sich in ihm etwa eine Bildergallerie oder irgend eine Privatsammlung von Gemälden befände. Mein Wirth gab mir eine bejahende Antwort, und ich langte, nach langer Wanderung, durch finstere, enge Gassen, geleitet von einem zerlumpten Knaben, vor den Thoren eines alten Schlosses an. Nach der Schilderung, die der redselige Knabe mir unterwegs von dem Schloßherrn entwarf, mußte ich denselben für einen Misanthropen oder Hypochonder halten; der armselige Zustand des Gebäudes und das hohe Gras, welches zwischen den Pflastersteinen des Hofes wehte, konnte nur dazu dienen, mich in meiner Meinung von dem Gemüthszustande des Besitzers zu bestärken. Ich hoffte daher, außer dem Anblick der Meisterwerke von Watteau, Lebrün oder vielleicht auch eines „Karl de Jardin", eines Mignard oder Greuse, noch den eines lebendigen Originals zu genießen.

Groß war indessen meine Ueberraschung, da ich nach meinem Eintritte in die Gallerie, in dem „Seigneur des Ortes" einen Freund wieder fand, von welchem ich seit zwanzig Jahren weder etwas gesehen noch gehört, indem er mit seiner von einem entfernten Verwandten ererbten Besitzung auch einen andern Namen angenommen hatte. Er, der Graf, und ich waren oft zu Rom zusammengekommen und hatten uns bei mehr als einer Gelegenheit den Besitz von Kunstwerken streitig gemacht. Obschon der Graf ein feiner Kenner war von Gemälden, so zeigte er sich doch zugleich als einen religiösen Enthusiasten. Bei meinem Besuche der 365 Kirchen, deren sich die Stadt der Gläubigen rühmen kann, sah ich ihn oft vor einer Madonna knieen oder mit emporgehobenen Augen in Anschauung einer Himmelfahrt der Maria versunken, und sich selbst an dem Saume ihres Gewandes mit zum Himmel erhoben wähnend.

Unser diesmaliges Zusammentreffen schien ihm erwünscht, und ich nahm seine Einladung, diesen Tag bei ihm im Schlosse zu verweilen, mit Freuden an, indem ich zu gleicher Zeit mich des Gedankens nicht erwehren konnte, daß mir ein prüfender Blick in sein Inneres gezeigt haben würde, daß Stolz, Prahlerei und die Hoffnung, meinen Neid und Eifersucht zu erregen, die Hauptbeweggründe seiner höchst gastlichen, freundschaftlichen Aufnahme waren.

Seine Gemäldesammlung beschränkte sich ganz gegen meine Erwartung ausschließlich auf Werke der

italienischen Schule, und dazu noch auf solche von streng religiösem Charakter. Es befanden sich unter ihnen manche unbezweifelte Originale; doch stellten dieselben mit einer so ängstlichen Genauigkeit die Martern des heiligen Sebastian, der heiligen Agnes und anderer Märtyrer dar, der vielen »Infernos und Purgatorios« gar nicht zu erwähnen, daß ich ihres Werths als Kunstwerke ganz vergaß unter dem Eindruck der peinlichen Gefühle, welche ihr Anblick in mir erweckte, und über die ich nicht Meister zu werden im Stande war. Der Graf fand sich durch diese Wahrnehmungen schmerzlich überrascht; doch war er entschlossen, sich Satisfaction zu verschaffen, und verschaffte sie sich.

Als das Diner zu Ende und eine Flasche ausgesuchten Bordeauxers kaum geleert war, fing mein Wirth, der, gleich einem Gemäldehändler oder Versteigerer, sein Meisterwerk bis zuletzt aufgespart hatte, folgendermaßen an: „Ich habe Ihnen noch einen Schatz zu zeigen. Kommen Sie mit!" Ich folgte mit einigem Widerstreben, und wir gelangten endlich auf einer langen Wendeltreppe in eine glänzend erleuchtete Kapelle, wo über dem Altar ein grüner Vorhang vor profanen Blicken das geheimnißvolle Gemälde verhüllt, zu dessen Bewunderung ich in einem, wie mir es schien, so unpassenden Moment aufgefordert ward. Als der Vorhang weggezogen war, ruhten meine Blicke auf einem Bilde, wie ich es noch nie gesehen. Soll ich es ein Gemälde oder

eine Wirklichkeit nennen? Ein irdisch' Weib oder eine Göttin? Ich bedurfte nun keines andern Beweises mehr, um mich von der Macht der Einbildungskraft bei dem Künstler oder vielmehr davon zu überzeugen, daß das Ideal die Wirklichkeit weit übertreffen könne. Jetzt begriff ich vollkommen die Bedeutung der Worte eines alten Schriftstellers, der von einem Helden sagte, daß er seinen Sohn an Tugend so weit überträfe, wie die Statue eines Menschen ihr Original.

In solche Betrachtungen verloren, stand ich wie vor dem Altar gebannt, so lange mit unverwandten Blicken das Bild anschauend, bis es Leben zu gewinnen schien — der Busen vor meinen trunkenen Blicken sanft auf- und niederwallte und sich unter den Falten des die Madonna umfließenden Gewandes das anmuthige Spiel der Glieder zeigte. Wenn der Anblick des Bildes eine so bezaubernde Wirkung auf mich hervorbrachte, konnte ich mich da wundern, daß irgend eine arme Büßende wähnte, diese Madonna höre auf ihre Gebete und sehe auf sie herab mit Blicken voll Huld, Erbarmen und Güte? Ich hatte, in seliger Anschauung verloren, ganz des Grafen vergessen; er lag bewegungslos auf den Stufen des Altars. Endlich erhob er sich und zog unter drei Kniebeugungen den Vorhang wieder vor und gab mir alsdann ein Zeichen, ihm aus der Kapelle zu folgen, deren Thüre er sorgfältig verschloß, wie etwa ein Geizhals den Deckel seiner Geldkiste. Keiner von uns beiden sprach ein Wort, bis wir wieder

an dem Tische Platz genommen. Da drehte sich unsere Unterhaltung beständig um das Bild der Madonna. Endlich erschloß sich sein Inneres, und er begann, wie folgt:

„Es ist nun bereits eine geraume Zeit, daß ich hier in der strengsten Zurückgezogenheit lebe. Diese lange Zeit verfloß mir wie ein Tag, voll süßer, stets neuer Wonnen. Sie lächeln, Freund. Ich dankte diese Lust nicht etwa gefüllten Bechern, sondern meinem Liebesverkehr mit jenem Bilde, der mir mehr war, als die innigste Verbindung mit einer geliebten, theuern Person. Hören Sie weiter. Es ist jetzt der dritte Sommer, da ich an demselben Tage desselben Monats länger wie gewöhnlich in der Kapelle verweilte, und mich kaum auf mein Schlafzimmer zurückgezogen hatte, als ich daselbst in Entzückung versank und mit magischer Gewalt, wie von eines Engels Hand, nach meinem Heiligthume gezogen wurde. Sie haben die „Notte" von Correggio gesehen, auf welcher das Licht von dem „Bambino" ausgeht; auf ähnliche Weise strahlte die Kapelle in einem hellen Lichtglanze, der von der Madonna ausströmte. Ich war weder erschrocken, noch überrascht, als ich, im Begriffe, vor dem Heiligenschrein knieend meine Andacht zu verrichten, sah, wie sie ihre Hand ausstreckte, um mich vom Boden aufzurichten; eben so wenig fühlte ich mich betroffen, als ich sah, wie sie ihre Lippen bewegte und ich mich von ihr mit sanftem Tone folgendermaßen angeredet hörte:

„Deine Andacht hat Dir mein ganzes Herz erschlossen — Deine Liebe mich innig gerührt — Du sollst die Geschichte meiner Leiden hören.“

Von der Erinnerung an diese Scene überwältigt, hielt mein Freund hier inne und ließ mir Zeit, vor meinem Geiste die Wundermährchen vorübergehen zu lassen, welche von Heiligenbildern erzählen, die aus ihren Rahmen hervortraten, von Statuen, welche sich bewegten und sprachen, und ich ward so ganz darauf vorbereitet, Alles zu glauben, was mir der Graf ferner erzählen würde. Derselbe schien meine Glaubenswilligkeit wahrzunehmen, und fuhr in der Erzählung des Bildes fort, wie folgt:

„Ich bin von der Hand Raphaels. An dem Tage, da er auf dem Kapitol gekrönt wurde, und darauf den Purpur, mit dem er bekleidet werden sollte, ausschlug, um nicht durch weltliche Sorgen von der Uebung seiner göttlichen Kunst abgehalten zu werden, da sah ich zum ersten Male den größten aller Maler. Damals erfuhr ich zuerst, was eine höhere, göttliche Erleuchtung sey, und verfügte mich, der Stimme von oben folgend, in das Atelier des Künstlers. Halte mich nicht etwa für eine Fornarin — — Du siehst vielmehr in mir die einzige Tochter des Fürsten Colonna! Ein Name, der schon an sich guten Klang hat, aber noch besonders verherrlicht ward durch die Lieder Petrarchs.“

„Man vermuthet fälschlich, daß das letzte Werk Raphaels „die Verklärung auf Tabor“ gewesen. Er

malte nach demselben noch eins und ein größeres — malte, sage ich, der ich die einzige Erinnerung jenes himmlischen Bildes bin — eine „Verkündigung Mariä"; und ich saß als Jungfrau zu diesem Bilde, der herrschenden Sitte jener Zeit entsprechend, nach welcher für Personen der heiligen Geschichte jedes Mal ein lebendes Urbild gewählt wurde."

„Wäre der Künstler jenen heiligen Moment der Ueberlieferung gemäß darzustellen geneigt gewesen, so hätte er wohl die heilige Jungfrau, wie vielfach geschehen, in einem ärmlichen Zimmer sitzend gemalt, mit der sinnbildlichen Blume und keiner anderen Gesellschaft, als der des verkündigenden Engels; doch Raphael war entschlossen, seinen Gegenstand anders zu behandeln und mich zur Hauptfigur seines Gemäldes zu machen. Er placirte mich auf eine Art Thron, umringt, wie Du siehst, von einer glänzenden Schaar Patriarchen, Engel und Propheten."

„Kaum war ein Jahr verflossen, nach dem frühen Hingang des unsterblichen Malers, als ich von einem Nervenfieber befallen und von demselben rasch dem Tode in die Arme geliefert wurde. Da es aber denen, die in seligere Gefilde entrückt sind, vergönnt ist, von Zeit zu Zeit die Orte, welche ihnen hienieden theuer gewesen, zu besuchen, so sollte auch ich, um so die Sünden meiner Jugend abzubüßen, dieses „todte Bild" beleben, und gleich den „Laren und Penaten" der alten Zeit, unserm Hause eine Schutzpatronin und Segenspenderin werden, indem ich Ehre

und adelige Tugend zu den characteristischen Eigenschaften der Colonna's machte."

„Doch beschränkte sich meine Gunstbezeugung nicht hierauf. Da sich der Ruf der „Verkündigung" bald unter der Menge verbreitet hatte, so war unsere Kapelle, deren Schutzgeist ich geworden, immer gedrängt voll von Vornehmen und Edeln, und es wurden durch meine wunderbare Vermittlung die Schwachen gestärkt, die Schwankenden befestigt und die Traurigen getröstet. Eben so darf ich nicht unterlassen, zu erwähnen, daß mein Ruhm sich noch vergrößerte, wenn ich an hohen Festtagen und bei feierlichen Gelegenheiten, in Prozessionen mitgetragen wurde, oder, an dem geschmückten Balkone unseres Palastes in überirdischer Schönheit prangend, die Huldigungen des versammelten Rom empfing."

„Die Tage des Leidens naheten aber heran, und ich muß nun einen traurigen Abschnitt meiner Geschichte beginnen."

„Als die Horden der Franken unter dem rauschenden Panier bürgerlicher Freiheit und Gleichheit die Alpen und Apenninen herabgezogen kamen und räuberisch über unsere lachenden Gefilde herfielen, zeigten sie eine rasendere Zerstörungswuth als die Gothen und Vandalen, welche bei Eroberung der Weltstadt das Bett der Tiber mit Tempelruinen und zertrümmerten Bildsäulen fast bis an den Rand erfüllten. Wer vermöchte mein Entsetzen zu schildern, als eine rohe Soldatenbande in mein Heiligthum drang,

ihre unheiligen Hände an das Meisterstück Raphael's legte, und an den Stufen des Altars um Stücke desselben loos'te? Es wurde mir alsdann ein Glied nach dem andern abgenommen, und ich von Allem getrennt, was mir theuer war — Patriarchen, Engel und Propheten schnitt man einen nach dem andern ab, bis ich mich in einer furchtbaren Verlassenheit sah."

„Bei all' diesem Mißgeschick war es aber immer noch ein Glück für mich, daß ich nicht „al Fresco" gemalt worden und unbeweglich an der Wand haftete, sonst möchte ich leicht das traurige Schicksal getheilt haben, zu welchem so manche Meisterwerke der Kunst in der Revolutionszeit verurtheilt wurden.*) Schauder ergriff mich schon bei dem Gedanken, daß ich alsdann vielleicht für immer dem Anblick der Welt entzogen und in ewige Nacht gehüllt worden wäre. Mein Loos war von nun an durchaus nicht beneidenswerth. Manchmal lag ich tief vergraben unter einem Ballen Gepäck auf dem Bagagewagen, ein anderes Mal ward ich von frevelnden Händen hervorgezogen, es wurde um mich geloos't oder ge-

*) Die Kapelle, welche das „Abendmahl" des Leonardo da Vinci zu Mailand enthielt, wurde in einen Stall verwandelt, und die schönen „Medaillons von Perrin del Vaga", die sich mit allen andern Werken des Julio Romano messen können, wurden, als der französische Obergeneral sein Hauptquartier daselbst aufschlug, mit Kalk überweißt und gingen so für immer verloren.

würfelt, und ich ging so von einer Hand in die andere, bis ich in die eines Ketzers gerieth, der mich nach London brachte, wo ich um ein Spottgeld verpfändet ward und lange an einem unwürdigen Platze lag; Du magst errathen wo, wenn ich Dir berichte, daß das Wappen der „Medici" an der Thüre zu erblicken war. Hier lernte ich, an das Täfelwerk genagelt, Elend und Erniedrigung in allen Gestalten kennen; meine Ohren wurden durch profane Scherze und rohes Gelächter beleidigt; meine Augen nicht minder durch den Anblick jener elenden Geschöpfe, welche ihre zerlumpten, unsaubern Kleider versetzten, um ihre Bedürfnisse befriedigen oder ihren Lastern fröhnen zu können."

„Nach zwölf Monaten noch nicht ausgelös't, wurde ich öffentlich zum Verkaufe ausgeboten und von einem „Gemäldehändler" erstanden. Von einem solchen wurde ich nach London gebracht und wanderte von da nach Florenz. Hier kam ich, verachtet und verschmäht, in den Besitz eines Trödlers, welcher mich aufhing, und zwar nicht in dem vorzüglichsten Theil seines Krams, noch dem am besten vor Sonne, Wind und Regen geschützten; hier wurde ich während vier langer Jahre von keinem Vorübergehenden eines Blickes gewürdigt, noch weniger bot einer auf mich nur eine armselige Zechine. Ein Kanonikus aus dem Orden der Dominikaner, hochbejahrt, arm, wie ein Apostel, und in dem Ruf der Heiligkeit stehend, wurde von einem jener bösartigen Fieber befallen,

welche jeden Herbst in jener Gegend zu herrschen pflegen, und das er sich durch Ansteckung zugezogen, als er einem Bauer das Sacrament der letzten Oelung gegeben. Da er auf dem Krankenlager schmachtete, und der Tod schon im Begriff stand, den Streich zu führen, war seine Nichte, eine Laienschwester von Sancta Maria Novella, unermüdlich in ihrer Aufmerksamkeit auf den Kanonikus, und wurde durch meinen wiederholten Anblick, indem sie täglich auf ihrem Wege nach dem Kloster an dem Orte vorbei mußte, wovon ich kurz zuvor gesprochen, bewogen, mich für zwei „Paolo's" zu erstehen, und hing mich, dem guten alten Mann gegenüber, über dem Kruzifixe auf, das in seiner Zelle hing. Seine Augen, die schon halb verloschen, hefteten sich nun unwillkürlich auf mich. Ich sah ihn mit einem Blicke an voll Huld und Erbarmen. Dieser Blick goß Trost in seine Seele. Er betete inbrünstig zu der heiligen Jungfrau; ich unterstützte sein Gebet. Von dem Augenblick an legte sich die Hitze des Fiebers, und nach vierzehn Tagen konnte er wieder die heiligen Funktionen seines Amtes üben. Doch vergaß er die nicht, der er nach seiner festen Ueberzeugung die Wiedergenesung verdankte; eben so wenig vergaß er mich, und nachdem er mehrere Scudi durch Beitrag frommer Kommunikanten zu dem preiswürdigen Zwecke gesammelt, beschloß er die Wiederherstellung. Ich wurde nun einem edlen und geschickten jungen Maler übergehen, welcher so eben

mit der größten Gewissenhaftigkeit und Ehrfurcht für den Märtyrer die Reinigung eines „Andrea del Sarto" vollendet hatte, der das Altarblatt der Kapelle der Dominikaner zierte. Hättest Du mich an dem Vorabend dieser Operation gesehen, Du würdest die bittersten Thränen geweint haben."

„Ich habe Dir bisher erzählt, was ich gelitten, nun vernimm schaudernd, was ich war! Beschmutzt und entstellt durch eine Kruste von Firniß, Staub und Rauch — meine Leinwand von Nässe schimmlig und von Würmern durchfressen — verstümmelt und entstellt; — dieses war die furchtbare Lage, aus welcher mich der Künstler erretten sollte."

„Da er begann, mich von der Leinwand abzulösen und mit einem Palletmesser von meiner Kruste zu befreien, um mich alsdann auf einen neuen Grund zu bringen, stand ich heftigere Qualen aus, als Marsyas oder der Apostel Bartholomäus, denen beiden, wie bekannt, die Haut abgezogen wurde. Damals hielt ich mich in äußerster Verzweiflung für gänzlich ruinirt und unrettbar verloren. Doch nein ... nach der Weise eines erfahrnen Operateurs, der mit geübter Hand und sicherem Blicke, — mit festem Vertrauen auf sein Geschick und tiefer Kenntniß der Natur des Uebels, die gesunden Theile von den kranken trennt — nur grausam aus Erbarmen, indem er allein verwundet, um zu heilen — schuf der Maler mir einen verklärten Leib, und legte so für mich den Grund zu einer neuen Existenz,

Nachdem er diese glückliche Umwandlung mit mir vorgenommen, fuhr er fort, mit Hülfe gewisser Verschönerungsessenzen mich von dem Staube der Jahrhunderte zu befreien, von eben dem Staube, dem ich, wie der Maler auch erwartet hatte, meine Erhaltung verdankte. Eine Partie des Bildes nach der andern trat an's Licht, bis ich endlich zu meiner innigsten Freude in vollem Glanze der Schönheit, gleich dem Sommervogel, der die Decke seines Grabes gesprengt, aus der Nacht hervortrat. Darüber brauch' ich mich aber nicht weiter zu erklären, da Du siehst, was ich gegenwärtig bin."

„Die Entdeckung eines neuen Werkes von Raphael konnte in Florenz nicht lange ein Geheimniß bleiben und es strömten von allen Seiten neugierige Zuschauer in das Atelier des Künstlers. Man sah und bewunderte mich. Alle wünschten lebhaft, mich zu besitzen. Ein englischer Edelmann wollte mich mit Gold aufwiegen, doch er fand einen Rival in Dir — einen glücklicheren Rival. Die zehntausend Scudi, welche du botest, waren eine zu starke Versuchung für den glücklichen Kanonikus. Mit Thränen in den Augen zählte er die Scudi nach, und überantwortete mich dann meinem neuen Herrn. Von dem Angenblicke an ist Dir mein Loos bekannt — denn du selbst schufst es ja."

Kaum war die Erzählung zu Ende, so läutete ein Silberglöckchen, das aus der Schloßkapelle ertönte, zur Vesper; der Graf stand rasch auf und eilte,

voll andächtigen Eifers, zur Kapelle. Ich vernahm bald die Töne einer Orgel und den Gesang dreier Stimmen, einen Baß, Tenor und Diskant, die sich zu dem Abendgottesdienste der heil. Jungfrau vereinigten. Die Schatten der Dämmerung fingen an, herabzusinken, und ich machte mich, ohne Abschied von meinem Wirthe zu nehmen, eiligst auf den Rückweg nach meinem Gasthofe. Da dachte ich noch einmal ernstlich über Alles nach, was ich gesehen und gehört, und wurde immer mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß der Wahlspruch des Horaz, den ich auch mir erwählt: „nil admirari“ (mich über nichts zu wundern), sich in der Anwendung ganz trefflich und bewährt zeige. Ich fand es nicht auffallend, daß ein schwärmerischer Katholik, in einem alten, baufälligen Schlosse vergraben, in keiner andern Gesellschaft lebend, als der eines Beichtvaters, eines Chorsängers und einer Madonna, Träume für Wahrheit halten, und von einem Gemälde in einer Weise sprechen und denken konnte, wie es der Graf B . . . wirklich gethan.

Es war das Ganze eine neue Auflage der alten Geschichte von dem Bildhauer und seiner Statue.

Die Geschichte des Bildes ist noch nicht geschlossen. Der Graf ist todt, und die Madonna bildet eine der ausgezeichnetsten Partien einer berühmten Gallerie.

Giulio.

(Aus den Memoiren von Bourienne.)

Es ist bekannt und darf als gewiß angenommen werden, daß Napoleon viel Vergnügen daran fand, kleine Erzählungen zu improvisiren, um dadurch jene berühmt gewordenen Abende von Malmaison zu erheitern. Viele dieser Erzählungen sind gesammelt, überarbeitet und durch den Druck veröffentlicht worden und zu ihnen gehört auch die nachstehende, welche Bourienne in seinen „Memoiren" ausführlich mittheilt, die aber hier zusammengedrängt erscheint. Die Erzählung „Giulio" wird von Bourienne als ächt und von Napoleon wirklich improvisirt verbürgt. Was hierin bestärkt, ist die Einfachheit und unvollkommene Ausführung der Anlage, so wie die Lückenhaftigkeit der Motivirung; ferner sind es die grellen Farben derselben und die sichtliche Berechnung auf Effekt. Jedenfalls dürfte sie in Bezug auf ihren Verfasser von Interesse seyn und wir lassen sie demnach hier folgen.

In Rom erschien vor mehreren Jahren ein mysteriöses Wesen, welches die Geheimnisse der Zukunft

zu kennen vorgab und sich in einen so dichten Schleier einhüllte, daß man nicht einmal erfahren konnte, welchen Geschlechtes es sey. Einige behaupteten, das geheimnißvolle Wesen sey ein Weib, Andere gaben es für ein häßliches männliches Ungeheuer aus; aber Beide konnten nicht müde werden, von ihm die erstaunlichsten Wunderdinge zu erzählen.

Dieses Orakel hatte in einer Vorstadt von Rom, in einem weitläufigen und öden Palaste, der bei dem Volke seit langer Zeit verrufen war, seinen Sitz genommen. Dort hielt das unbegreifliche Wesen sich auf, und Niemand wußte, von wannen es gekommen sey und was es wolle. Zwar hätten gar Viele gerne seine Bekanntschaft gemacht, aber Keiner wagte es, seinen einsamen Aufenthaltsort zu betreten. Wenn sich Einer diesem, von der Sibylle bewohnten Palaste näherte, mit dem Entschlusse, in dessen Geheimniß einzudringen, so erfaßte ihn plötzlich ein unerklärbarer Schauer und eine unsichtbare Stimme rief ihm zu: „Gehe nicht weiter!"

Camillo, ein junger Mann von sehr angesehener Familie, beschloß, in dieses Geheimniß einzudringen, koste es auch, was es wolle, und bat demnach seinen Freund Giulio, ihn zu begleiten. Giulio war einer der Kühnsten eben nicht und hatte es namentlich mit Gespenstern nicht gerne zu thun; auch graute es ihm vor dem Augenblicke, wo die Sibylle ihm den magischen, die Erscheinungen seiner Zukunft verhüllenden Schleier lüften und ihm eine vielleicht

nicht erfreuliche Aussicht vergönnen würde. Indessen gab er den Bitten seines Freundes nach. An einem der folgenden Tage begaben sich Beide nach dem Zauberpalaste, traten nicht ohne Zagen in denselben ein, durchirrten eine Menge von öden Zimmern, geräumigen Sälen und langen Hallen und gelangten endlich in eine Galerie, deren Ausgang mit einem schwarzen Vorhang verhängt war, worauf man folgende Worte las: „Wenn Ihr Euer künftiges Geschick erfahren wollt, so hebet diesen Vorhang und gehet weiter. Doch bereitet Euch erst vor durch ein frommes Gebet." Darauf lüfteten sie den Vorhang und schritten weiter, nachdem sie gebetet hatten. Plötzlich trat eine hohe, weibliche Gestalt vor sie hin; sie war jugendlich und man konnte sie sogar schön nennen; aber in ihrem ganzen Wesen, in ihrer Haltung lag etwas Schauerliches und der Tod schien sich in ihr mit dem Leben vermählt zu haben. Alles an ihr war so düster; ihre Bewegungen waren so abgemessen und ihre Züge so ernst und feierlich. Giulio schlug bei ihrem Anblick die Augen nieder und Camillo selbst wagte es nicht, zu reden. Da ihn aber das ernste Wesen fragte, was er hier wolle, so antwortete er, indem er sich zusammennahm. Die Gestalt schien ihn nicht anhören zu wollen; sie wendete sich gegen Giulio, welchen sie aufmerksam betrachtete, mit immer steigendem Interesse. Dann reckte sie die Hand nach ihm aus, als ob sie ihn ergreifen wollte, zog sie aber bald wieder

zurück. Camillo wiederholte bald darauf seine Bitte, den die Zukunft umhüllenden Schleier gelüftet zu sehen, und die Sibylle, ihn zu erhören sich bereit zeigend, führte ihn in ein nahes Gemach. Bald darauf erschien er wieder und sagte seinem Freunde, die Prognose, welche ihm gestellt worden, sey gar nicht unerfreulich und er werde Giuliana, Giulio's schöne Schwester, heirathen, jedoch bevor noch ein ganz unerwartetes, aber nicht lange störendes Hinderniß zu beseitigen haben.

Giulio fühlte einen geheimen Schauder vor der Enthüllung seiner Zukunft; indeß siegte der jedem Menschen angeborne Hang zum Wunderbaren über seine Furcht. Er trat mit der Sibylle in das Gemach. Wenige Augenblicke darauf hörte sein Freund Camillo, welcher zurückgeblieben war, einen durchdringenden Schrei des Schmerzes und erkannte an der Stimme, daß sein Freund diesen Ruf ausgestoßen habe. Er eilte sogleich zu dessen Hülfe und fand ihn vor den Füßen der Zauberin liegen, welche drohend einen schwarzen Stab über seinem Haupte schwang und ausrief: — „Liebe ohne Grenzen! — Verbrechen — Mord!" — Camillo fand seinen Begleiter in einer großen Geisteszerrüttung, in welcher er die Worte: — Verbrechen — Mord! — oft und mit dumpfer Stimme wiederholte. Er führte den an allen Nerven sehr erschütterten, von der düstern Prophezeiung erschreckten Giulio nach Haus und legte ihn dann auf ein Bett, worauf er ent-

schlief. Unterdessen begab sich der beherzte Camillo nach dem Zauberpalaste zurück, um dort die Wahrsagerin noch einmal aufzusuchen und ihr über das, was sie dem armen Giulio vorhergesagt hatte, eine nähere Erklärung abzuzwingen. Alle Zimmer, Gallerieen und Säle waren leer und auch der geheimnißvolle Vorhang war verschwunden. Jede fernere Nachsuchung blieb fruchtlos. —

Einige Wochen waren vergangen. Giulio hatte sich von seinem Schrecken wieder erholt und Camillo sorgfältig vermieden, von der sonderbaren Erscheinung bei der Sibylle zu reden. So war allmählich die schöne, längst schon erwartete Zeit der Vermählung Camillo's mit Giuliana herbeigekommen und der zur Hochzeit festgesetzte Tag war ganz nahe. Da machte eines Morgens der Marquis, der Vater der Braut, einen Spazierritt, wobei er das Unglück hatte, vom Pferde zu stürzen und sich den Fuß zu verenken. Dieser Umstand war schuld, daß die Verlobung des Brautpaares noch auf einige Tage weiter hinausgeschoben werden mußte. Da saßen nun Camillo, Giulio und Giuliana am Bette des Marquis und suchten ihm durch allerlei Gespräche die Schmerzen, welche er litt, erträglich zu machen. Bei dieser Gelegenheit hatte Camillo die Unvorsichtigkeit, folgende Worte fallen zu lassen: „Es ist doch sonderbar, daß das alberne Geschwätz der Sibylle, welche ich neulich mit Giulio besuchte, zum Theil in Erfüllung gegangen ist. Da ist mir ganz

kurz vor meiner Vermählung noch ein unerwartetes, freilich wohl bald beseitigtes Hinderniß durch die Krankheit des Marquis entgegen getreten. Wahrhaftig es ist sonderbar, wie der Zufall oft sein tolles Spiel treibt und eine mysteriöse Schwätzerin dermaßen unterstützt, daß man fast verleitet werden könnte, zu glauben, es gäbe Menschen, denen ein Blick in die Zukunft vergönnt wäre. Doch das sind Narrenspossen, von denen man eigentlich gar nicht reden sollte." Giulio war bei diesen Worten ernst geworden und schauete, als sein Freund zu reden aufgehört hatte, düster vor sich hin. Bald darauf entfernte er sich und schloß sich in sein Zimmer ein.

Hier blieb er mehrere Tage. Niemanden ließ er vor sich, außer einen mit ihm schon längst bekannten Mönch, mit welchem er lange und geheime Unterredungrn hatte. Camillo suchte ihn nicht auf, weil er wohl fühlte, daß seine Gegenwart dem Freunde nicht angenehm seyn konnte.

Endlich erschien der Tag, an welchem das Brautpaar vereinigt wurde. Giulio wohnte der Feierlichkeit nicht bei und als man ihn gegen Abend aufsuchte, war er verschwunden. Niemand wußte, wohin er gekommen war. Indessen hatte er ein Briefchen folgenden Inhaltes an seinen Vater zurückgelassen:

„Mein lieber Vater!

Ersparen Sie sich nutzlose Nachforschungen. Gelänge es Ihnen auch, meinen Aufenthalt auszu-

kundschaften, so würden Sie mich doch nicht abbringen können von einem Entschlusse, den ich nach langer und reiflicher Ueberlegung gefaßt habe. Schalten und walten Sie mit meinem Vermögen zu Gunsten meiner Schwester und Camillo's. Verkennen Sie mich ja nicht und glauben Sie, daß es mir schwer geworden ist, von Ihnen, von Allen, die ich liebe und von einem Hause, in dem ich geboren worden bin und das ich so lange glücklich und fröhlich bewohnt habe, mich zu trennen. Aber es konnte, wahrhaftig es konnte nicht anders seyn; denn ich mußte einem schrecklichen Schicksale entfliehen, und es gab kein anderes Rettungsmittel für mich, als die Flucht. Schrecklich sind die Wege des Schicksales. Bedauern Sie Ihren Sie ewig liebenden Giulio."

Dieser Brief brachte große Bestürzung über die ganze Familie. — Man wendete sich an den Mönch, von dem man voraussetzen durfte, daß er im Stande seyn würde, über das Geheimniß der Flucht Giulio's Auskunft zu geben, und dieser gestand, daß er allerdings um das Vorhaben des Verschwundenen wisse, aber um keinen Preis in der Welt und unter keiner Bedingung das verrathen würde, was ihm unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit sey anvertraut worden. Er sagte noch zu seiner eigenen Rechtfertigung, daß er sich lange, aber vergebens dem Plane Giulio's wiedersetzt habe.

Giulio war nach Neapel gegangen und hatte

sich von da nach Messina überschiffen lassen, wo er in ein Dominikanerkloster, welches der Mönch, sein Beichtvater, ihm empfohlen hatte, gehen wollte.

Der Pater Ambrosius, der Superior dieser Anstalt, hatte eine zu reine, wahre Frömmigkeit und zu viel Kenntniß der Welt und des menschlichen Herzens, um in das Verlangen Giulio's, sogleich und mit Ueberspringung des Noviziates als Ordensbruder sich eingekleidet zu sehen, einzuwilligen. Er sagte dem jungen Mann, wie leicht eine allzu regsame und überspannte Phantasie zu einem Schritte verleite, welchen man meistens erst dann bereue, wann es zu spät sey. Giulio mußte sich fügen, so leid es ihm auch war; aber unerschütterlich fest stand bei ihm der Entschluß, in ein Kloster sich zu verschließen und so das Heil seiner Seele zu bewahren. Dieser Entschluß war durch die Prophezeiung der Sibylle veranlaßt und durch die von Camillo am Bette des kranken Vaters mit Unvorsichtigkeit ausgestoßenen Worte, welche wir oben angeführt haben, zur vollen Reife gebracht worden. Der arme Jüngling glaubte, in den geheiligten Räumen eines Klosters seinem Schicksale, vor dessen Erfüllung er zitterte, entgehen zu können; er glaubte dort Ruhe zu finden vor den Qualen, mit welchen seine geängstigte Phantasie ihn stets verfolgte und ihn ewig die Worte: Mord — Verbrechen — vernehmen ließ. — Seinem Schicksal aber entflieht Niemand.

Auf diese letzten Worte hatte Napoleon einen

besondern Nachdruck gelegt und sie mit einer großen Bedeutsamkeit betont, gleichsam als spräche er sie zu sich selbsten. Darauf sah er seine Zuhörer an, hielt einige Minuten inne, freute sich der gespanntesten Aufmerksamkeit aller Anwesenden und fuhr dann fort:

Als endlich die Probezeit vorüber war, legte Giulio sein feierliches Gelübde ab und wurde eingekleidet. Er fühlte sich jetzt unendlich glücklich, glaubte dem ihm drohenden Schicksal entgangen zu seyn und fühlte mit jedem Tage sein Herz leichter und fröhlicher. Aber bald wurde er wieder von Neuem beunruhigt. Ein Klosterbruder, dem er gesagt hatte, daß er sich gegenwärtig ganz glücklich fühlte, drückte ihm die Hand und sprach: „Ja, Bruder, du wirst jeden Tag mehr fühlen, welches Glück uns zu Theil geworden ist. Du hast jetzt der Welt entsagt und zwar für immer." Diese bedeutsamen Worte — für immer — machten einen Eindruck auf Giulio, dessen Stärke Derjenige begreifen wird, der da weiß, welche Macht oft ein einziges Wort auf schwache Menschen von reizbarer Phantasie äußert. Jetzt sah Giulio mit einem Male ein, wie groß der Umfang seiner Verpflichtungen, wie schwer deren Erfüllung sey und er betrachtete sich gleichsam als ein der Welt und all ihrer Lust abgestorbenes Wesen. Er verfiel in eine sichtbare Schwermuth und die Worte — für immer — waren der Gegenstand seiner langen und finsteren Betrachtungen.

Der Superior, der um das Wohl seiner Untergebenen wahrhaft besorgt war, suchte den Giulio zu trösten und zu erheben. Da er der Meinung war, daß Zerstreuung nach Außen dem Leidenden wohlthätig seyn würde, so übertrug er ihm oft die in der Nachbarschaft zu haltenden Festpredigten, durch welche derselbe, da ihn die Natur mit einem trefflichen Organ und einer regsamen, Alles mit frischen und glänzenden Farben darstellenden Phantasie begabt hatte, sich einen großen Ruf machte und so beliebt wurde, daß seine Oberen die bei einem nahen Feste in Neapel vorzutragenden Predigten keinem Bessern übertragen zu können glaubten, als ihm. Er begab sich also nach Neapel und hatte ungeheuren Zulauf. Als er in die Kirche trat und sich durch die dichten Massen der in Andacht versammelten Menge einen Weg nach der Kanzel hin bahnte, hörte er neben sich eine leise Stimme die Worte flüstern: „Ach! das ist ein schöner Mann!“ — Da drehete er sich um und seine Blicke begegneten denen eines schönen, jungen Mädchens. Dieser Anblick entschied über das Loos zweier Menschen. Giulio trug seine Rede mit einer Gluth und Begeisterung vor, welche alle Zuhörer hinriß und entzückte. Nach beendigter Festlichkeit zog er sich in seine Zelle zurück, verriegelte sie und warf sich erschöpft auf sein Lager. Das Bild des Mädchens, ihr holdes Angesicht, ihre reizende Gestalt schwebte stets vor seinen Augen und er fühlte in sich den Funken einer Lei-

denschaft, welche bald zur lichten Flamme auflodern sollte. Er kämpfte, er rang mit sich selbst; doch vergebens.

Jetzt war ihm nichts interessanter als das holde Mädchen noch einmal zu sehen und ihren Namen zu erfahren und sich ihr zu nähern. — O hätte er sie lieber geflohen! — Er besuchte den folgenden Tag die Kirche, in der Hoffnung, sie dort wieder zn sehen; aber er betrog sich. Als alle Anwesenden sich entfernt hatten, nahete er sich dem verschlossenen Kirchenstuhle, in welchem er die Holde gesehen hatte und fand dort ein kleines, zierlich eingebundenes Gebetbuch, welches er sogleich für das ihrige erkannte, öffnete und darin den Namen „Therese" fand. So hieß die Schöne. Giulio war jetzt überaus glücklich, wenigstens ihren Namen zu wissen. Immer war er in Gedanken bei ihr und seine sonst öde Zelle erfüllte sich mit mit mannigfaltigen Bildern seiner Einbildungskraft. Hätte er nur seine Therese noch einmal wiedersehen können! Mehrere Tage hintereinander war sie nicht in der Kirche erschienen und Giulio hatte vergebens auf sie gewartet.

Therese war nicht mehr unverheirathet, wie Giulio geglaubt hatte, sondern das Weib eines alten Mannes, den sie liebte, weil sie es für Pflicht hielt und an welchen nicht die eigene, freie Wahl ihres Herzens, sondern der Befehl ihrer Eltern sie gefesselt hatte. Die in ihrer Brust zu Giulio erwachende Liebe wollte sie nichtsdestoweniger unterdrücken und

sie hatte daher sorgsam vermieden, mit demselben wieder zusammenzutreffen. In der Kirche war sie nicht wieder erschienen. Da sie aber das Bedürfniß fühlte, ihrem beengten Herzen durch ein Gebet vor dem Bilde der Madonna Erleichterung zu verschaffen, so begab sie sich gegen Abend zur Kirche, zu einer Zeit, in welcher sie den jungen Dominikaner dort nicht anwesend glaubte. Ein magisches Halbdunkel war rings verbreitet und am Hochaltare brannten zwei Kerzen, welche das Gnadenbild der heiligen Jungfrau erleuchteten.

Sie betete. Plötzlich wurde sie gestört durch ein Geräusch; sie horchte auf und vernahm leise Tritte hinter sich. Da stand Giulio. Sie erschrack. Bald aber faßte sie sich wieder und indem sie den schönen, jungen Mann betrachtete, siegte die Leidenschaft über all' die schönen Entschlüsse, welche sie gefaßt hatte; ihr feuriges Temperament riß sie fort. Giulio gestand ihr seine grenzenlose Liebe und Therese machte ihm von der ihrigen auch kein Geheimiß. Als jener aber erfuhr, sie sey verheirathet, da gedachte er mit einem Male wieder der prophetischen Worte der Sibylle, erschrak, ermannte sich und nahm sich vor, die Geliebte zu meiden, koste es auch, was es wolle. Therese, welcher er dieses Vorhaben mittheilte, verstand ihn nicht und konnte sich die Sonderbarkeit seines Betragens nicht erklären. Ohne eine weitere Verabredung zu treffen, wann und wo sie sich sehen wollten, schieden sie von einander.

Sie kamen nun oft zusammen und es begann für Beide eine Zeit des Glückes, in der Giulio die Worte der Sibylle zu vergessen schien. Indessen erklangen sie doch wieder. Als er einmal noch spät in der Nacht wachte und seine Phantasie ihm die Bilder vergangener Tage vorführte, gedachte er auch wieder des Abenteuers im öden Palaste zu Rom.

Diese wieder erwachten Erinnerungen beschäftigten ihn jetzt unaufhörlich und als er am folgenden Tage Therese besuchte, bemerkte sie eine Schwermuth und forschte nach deren Ursache. Lange wollte Giulio sein Geheimniß nicht offenbaren, endlich gab er Theresens Bitten nach und erzählte ihr den ganzen Vorfall bei der Sibylle. Therese erschrak anfangs; aber sie faßte sich bald wieder, suchte ihm seine Furcht auszureden und lachte über seinen Aberglauben.

Giulio war wirklich ein sonderbarer Mensch, den man nur dann einigermaßen begreifen wird, wenn man weiß, wie sonderbar die Wirkungen sind, welche eine allzu rege, aber krankhafte, von reizbaren Nerven gesteigerte Phantasie bei vielen Menschen hervorbringt. Zu solchen gehörte Giulio und es nahete für ihn die Zeit einer traurigen Katastrophe. Er konnte das Bild der verwünschten Sibylle nicht mehr los werden und ihre prophetischen Worte tönten immer in seinen Ohren, und dieses war besonders dann der Fall, wann er bei Theresen war. Da faßte er endlich einen Entschluß, der seine Qualen

mit einem Male enden sollte. In großer Bewegung verließ er Theresen.

Napoleon erzählt nun, daß Giulio an Therese einen Brief geschrieben und ihr darin ernstlich erklärt habe, daß das zwischen ihnen bestehende Verhältniß als ein unerlaubtes endlich aufhören müsse und daß er sie nie wieder zu sehen gedenke. Der Erzähler schildert dann weiter Giulio's schweren Kampf zwischen Neigung und Pflicht, läßt aber die letztere den Sieg behaupten. Unterdessen besteht Therese darauf, mit dem Geliebten sich wieder zu vereinigen und mit ihm zu entfliehen, die letzten Momente der erzählten Begebenheit wurden von Napoleon in nachstehender Weise, bei welcher Giulio's Dolch als ein Deus ex machina aushelfen muß, mitgetheilt: Therese war so kräftig nicht als Giulio; sie fühlte, daß sie ohne Giulio nicht leben könne.

Sie schrieb ihm oft; sie bat, sie beschwor ihn, sie wieder zu besuchen; aber sie erhielt keine Antwort und als sie dennoch mit ihren Briefen fortfuhr, wurden ihr dieselben uneröffnet zurückgesendet. Da faßte sie den Entschluß, ihren Geliebten aufzusuchen. Sie miethete sich eine Wohnung in der Nähe des Klosters, um dort die Gelegenheit abzuwarten, wo sie mit Giulio würde zusammentreffen können. Diese fand sich bald. Eines Abends sah sie ihn in der langen Kastanienallee vor dem Kloster auf- und abgehen; er hatte die Arme über seine Brust gekreuzt und schien in ernste Betrachtungen vertieft. Alles umher war still

und nur ein lauer, vom Meere herüberwehender Nachtwind rauschte in den breiten Aesten der blühenden Kastanienbäume; es war eine jener herrlichen Nächte, von welcher nur derjenige sich eine Vorstellung machen kann, der die prachtvollen Gegenden des südlichen Italiens bewohnt hat.

Plötzlich trat sie vor ihn hin und er wich erschrocken zurück. „O mein Freund, warum bist du so grausam?"

„Quäle mich nicht, Therese. Ich liebe Dich mit einer Liebe, die keine Grenzen kennt; aber ich muß Dich meiden. Ich muß. Darum laß ab von mir."

„Grausamer, ist das deine Treue? Hältst Du so Deine Schwüre? Nein, ich kann ohne Dich nicht leben, ich muß Dich ganz besitzen. Komm, laß uns entfliehen! Ich habe Alles zur Flucht bereitet. Wir wollen weit von hier in ein Land ziehen, wo Niemand uns verfolgt. Dort wollen wir in stiller Einsamkeit leben, glücklich durch unsere Liebe."

„Nein, Therese. Die Pflicht verbietet es mir, Dir zu folgen; ich hatte Dich heute zum Letztenmale gesehen."

Giulio wollte sich bei diesen Worten entfernen. Aber Therese hielt ihn mit Gewalt zurück und schlang ihre Arme fest um ihn. Man hörte Tritte; es nahete sich ein Mönch. „Laß mich los," schrie Giulio, „oder du bist verloren!" Therese schlang sich immer fester um ihn. Da zog er einen Dolch hervor und — sie sank durchbohrt vor ihm nieder.

Während des Vortrages der letzten Worte war Napoleon der Kaiserin näher getreten und hatte eine Bewegung gemacht, als ob er sie erstechen wollte; erschrocken war sie von ihrem Sitze aufgesprungen und Napoleon trat lachend zurück, indem er sagte, hier sey seine Erzählung beendet.

Da man aber in ihn drang, daß er noch einige Worte über das Schicksal des Giulio sagen mögte, so fügte er noch Folgendes bei: „Von dieser Stunde an war Giulio verschwunden und Niemand hat es je erfahren, wohin er gekommen ist. Die Geheimnisse der Klöster sind undurchdringlich.“

Ein ländliches Fest in der Nähe von Paris.

(Von Paul de Kock.)

„Du sollst Dir morgen ein Vergnügen machen und Deinen Kindern auch. Aber es ist gar zu schwer, Dich aus der Stadt zu bringen, wenn Du erst zwei Stunden lang in den Tuilerien spazieren gehen mußt. So geht der Tag herum, Du kommst vor kein Thor und am Abend glaubst Du, Dich belustigt zu haben."

„Aber, mein Schatz —"

„Aber, mein liebes Weibchen, erlaube, daß ich erst meine Meinung sage: man muß nicht selbstsüchtig seyn und nicht für sich allein leben wollen. Unsere Tochter ist nun im sechzehnten Jahre; in dem Alter schöpft man gern freie Luft, sieht man gerne grüne Bäume und will nicht immer den Unterrock seiner Mutter betrachten, so viel Respekt dieser auch verdienen mag."

„Aber Du weißt ja, mein lieber Mann, daß wir heute Gesellschaft erwarten und daß Leonore —"

„Ja, ich weiß es wohl, daß wir unter andern auch den Bellefeuille, diesen jungen Genre-Maler, erwarten. Er hat sich in die Romantik geworfen, weil er glaubt, daß es ihm sehr gut steht, seinen Backenbart wachsen zu lassen, und sich ein wenig idealisch zu kleiden. Indessen — klassisch oder romantisch, das ist mir einerlei, wenn's nur Geld einbringt. Liebt er unsere Leonore wirklich, so ließe sich ein Wörtchen reden. Ob ich sie ihm geben werde, oder nicht, kann ich noch nicht sagen. Kommen wir aber auf unsere Landpartie zurück. Morgen müssen wir uns amüsiren, müssen eine Kirchweih' besuchen. Da ist es einmal schön, mein Kind; so etwas hast Du nie gesehen. Du bist nie über die Barrieren von Paris gekommen und kennst kaum eine andere Welt, als die zwischen Deinen vier Pfählen; Paris ist schön, aber auch andere Orte sind es, die schön sind. Auf dem Lande lebt es sich auch weit billiger, weßwegen Poeten, Künstler und andere Leute hinausziehen. Man kann da sehr sparen. Auf 200 Pfund Fleisch, die man jährlich braucht, hat man gleich 10 Fr. Gewinn. Und was gewinnt man erst am Brod und am Wein? Freilich kostet das Hin- uud Herfahren Etwas. Indessen kommen wir auf unsere Landpartie zurück, wir werden sie morgen unternehmen."

„Ich bin eine schlechte Fußgängerin, wie Du weißt —"

„Was liegt daran, giebt es nicht Wagen genug?

Stehen nicht überall Omnibus, Citadinen u. s. w.? Wird man nicht bald für sechs Sous die Reise um die Welt machen? Braucht man noch Füße zu einer Landpartie? Sieh doch, wie unser Alexander schon vor Freuden springt! Komm her, Alexanderchen, lieb' Bübchen, Du gehst auch mit, nicht wahr? — Jetzt, lieb' Weibchen, laß ich Dich allein. Um 12 Uhr komme ich wieder und hole Euch Alle ab. Macht Euch bereit, daß ich nicht warten muß. Wenn man zu spät auf's Land kommt, so ist das Vergnügen nur halb, ich will mich jetzt erkundigen, wo die Kirchweih ist."

Monsieur Barbeau verließ darauf seine Frau. Man glaubt gewiß, er sey ausgegangen, um Erkundigungen wegen der Kirchweih einzuziehen. Daran dachte er gar nicht. Er begegnete einem Freunde, wünschte ihm guten Tag, faßte ihn beim Arm, erkundigte sich nach seiner Gesundheit, läßt dem Freunde kaum Zeit, zu antworten, und ist, wie immer, unerschöpflich an Worten und Complimenten. Herr Barbeau erinnert sich der alten Zeiten, die sie miteinander verlebt, weiß allerlei neue Geschichtchen daran zu reihen, schiebt eins in's andere, redet von dem Vaudeville und kommt dadurch auf Belgien, dann auf die Pasteten von Lesage, dadurch wieder auf die Revolution, dadurch auf die Straße St. Honoré, dadurch auf einen Freund, welcher sie bewohnt u. s. w. Das geht gerade, wie in der Tausend und Einen Nacht, und wenn man Herrn

Barbeau unterbricht, so sagt er schnell: Erlauben Sie, ich bin noch nicht zu Ende. Herr Barbeau schwätzt gerne sehr viel, aber er ißt und trinkt noch mehr; er ist jovial, liebenswürdig und ein Lebemann. Sonst war er Buchhändler; er ist mit vielen gelehrten Männern umgegangen; er hat von ihnen allerlei aufgeschnappt und schmückt jetzt gar gerne damit seine Unterhaltung; oft redet er wie ein Buch; er hat schon viele Geschäfte gemacht; die schlechten vergißt er gar bald und über die guten freuet er sich noch lange nachher; er besitzt einen sehr glücklichen Charakter, hängt an der Gegenwart, schickt sich in alle Lagen, hilft Anderen, wo er kann, und bedarf selbst nie der Hülfe Anderer, er ist ein ganz vortrefflicher Gesellschafter, aber man darf nur nicht viel selbst sprechen wollen, denn er sagt gleich: Erlauben Sie, ich bin noch nicht zu Ende.

Madame Barbeau ist eben so ruhig, als ihr Gemahl lebendig ist, und da die Extreme sich berühren, so müssen diese Leute sich gut vertragen. Die Tochter des Hauses steht in ihrem sechzehnten Jahre; sie ist ein artiges, sanftes, bescheidenes Kind und spricht sehr wenig. Der Knabe zählt erst zehn Jahre, macht aber schon eben so viel Lärm, wie sein Vater.

Alles ist in der Familie bereit zur Landparthie; man wartet schon seit eilf Uhr auf Herrn Barbeau, welcher ausgegangen ist und gesagt hat, er werde gleich wiederkommen; es ist aber zwölf Uhr vorüber und Herr Barbeau ist noch nicht da.

Jetzt kommt der Maler; man erzählt ihm von der Landparthie; er bittet um die Erlaubniß, dabei seyn zu dürfen, er will einige Skizzen entwerfen; er sagt, er liebe das Landleben.

Der Vater kommt nicht; man wartet und wartet; vergebens. Das junge Mädchen sieht nach der Uhr und seufzt; der junge Maler sieht nach dem Mädchen und seufzt; die Mutter sieht nach Beiden und seufzt; der kleine Alexander sieht nach seinen neuen Hosen und seufzt; kurz, Alles seufzt.

Endlich gegen zwei Uhr tritt der Hausvater ein, begleitet von einem kleinen, dürren und trockenen Männchen, welches sehr gratiös die Gesellschaft grüßt. Herr Barbeau sagt: „Denkt Euch, meine lieben Kinder, was mir begegnet ist! Ich hätte ja wahrhaftig unsere Landparthie beinahe vergessen. Ich fand einen lieben alten Freund, welchen ich seit zehn Jahren nicht gesehen habe; wir frühstückten zusammen; er erzählte mir Alles, was ihm seither begegnet ist, wahrlich sehr merkwürdige Dinge, welche ich Euch auf dem Wege wieder erzählen will. Die Zeit verging, ich weiß nicht wie. Darauf gingen wir im Palais-Royal spazieren und plauderten immer fort. Da begegnete mir Herr Grigou, mein Freund, welchen ich der Gesellschaft hier vorstelle. Der sagte mir, daß er heute bei dem herrlichen Wetter eine Landparthie machen wolle. Eine Landparthie? Da fielen mir alle meine Sünden ein, ich dachte an Euch, nahm von dem Freunde Abschied,

lud Herrn Grigou ein, mit uns zu gehen, und brachte ihn hierher. Jetzt lasse gleich einen Fiacre holen, liebe Frau; wähle aber einen recht großen! Die Tage sind jetzt lang; wir fahren schnell und haben noch Zeit genug.“

Da kommt der Fiacre schon und man steigt hinein. Es ist eine der größten Kutschen, indessen dürfte sie größer seyn. Herr Barbeau nimmt allein den hinteren Sitz des Wagens ein; neben ihm in einem kleinen Eckchen steckt Grigou und schreit: „Rücken Sie, Herr Barbeau, ich sitze gar zu schlecht.“

„Sie sitzen gut, lieber Freund! Halten Sie sich nur hübsch ruhig.“ — Auf dem Vordersitze sitzen die Mutter, der Sohn, die Tochter und der Maler. Platz war nicht mehr übrig.

„Wo fahren wir hin?“ — Diese Frage bringt Alle in Verlegenheit; Keiner hatte noch an das Wohin gedacht. — „Ja, wo wir hinfahren?“ — „Ich weiß es nicht.“ — „Ich auch nicht.“ — „Weiß es denn Keiner?“ — Herr Barbeau sagt zum Kutscher: „Kutscher, wo ist heute ein ländliches Fest? Es ist einerlei, wo. Fahret uns dahin.“

Der Kutscher besinnt sich lange und antwortet: „Dam! es ist heute Tivoli — in der Chaumiere geht's lustig zu, — auch in der Rossiere.“

„Das meinen wir nicht. Wir wollen auf's Land, recht weit von Paris; wir wollen uns belustigen.“

„Das ist etwas,“ sagt der Kutscher; „ich ver-

stehe schon. Soll ich Sie aux Batignolles fahren zum Vater Latuille?"

„Wir kennen den Vater Latuille; man speist dort recht gut, aber es ist nicht ländlich genug, und wir wollen ja auf's Land, so recht auf's Land." —

„Ach, ich verstehe," sagte der Kutscher; „wir fahren nach Belleville; da geht's heute recht lustig zu, und Belleville ist ein herrlicher Ort."

„Richtig, wir fahren nach Belleville. Da ist es ganz charmant; da hat man Spaß."

Herr Grigou fängt an, sich in seiner Ecke zu bewegen, und ruft unwillig: „Nicht nach Belleville! Belleville ist sehr langweilig und gar nicht ländlich! Ich habe mich noch nie in Belleville amüsirt!"

„Wollen Sie wieder Alles besser wissen! Sitzen Sie doch still und seyn Sie vernünftig, und wollen Sie nicht immer den Chef einer Partei spielen?"

Der Wagen fährt ab und man hört auf den Herrn Grigou nicht weiter. Er macht mit vieler Anstrengung eine seiner Hände frei, um sein Schnupftuch herauszuholen und sich den Schweiß abzuwischen. Herr Barbeau läßt ihm keine Zeit zur Klage; Grigou schweigt auch nicht gern; er versucht es oft, zu sprechen, aber er kommt nicht zu Wort. Da tröstet er sich endlich, schweigt und denkt: „Wenn wir ausgestiegen sind, werd' ich Alles nachholen."

Man kommt in Belleville an. Der Kutscher hält an der Liebes-Insel still. Man steigt aus, bezahlt den Kutscher und schickt ihn sodann fort

Darauf geht man in der langen Straße von Belleville einige Male auf und ab, sieht sich um, ob Nichts zu entdecken sey, was ein Fest verkündiget — und findet davon Nichts. Grigou macht ein sehr saures Gesicht, brummt in den Bart und sagt: „Ist das hier ländlich?" — Madame Barbeau wandelt, die Tochter Leonore am Arm, sehr gravitätisch auf und nieder und Beide schweigen; der kleine Alexander wadet in einem schönen Bächelchen und versucht, ob seine Schuhe wasserdicht seyen; der Maler sieht sich um, einen Gegenstand für seine Zeichnenfeder zu suchen; Herr Barbeau geht hin und her und sagt dann: „Wird Euch die Zeit lang, Kinderchen?" — „Ja wohl!" — „Ja gewiß!" — „Hier ist's gar nicht schön!" — „Der Kutscher ist ein Esel!" — „Hier ist kein Fest!" — „Die Landparthie finde ich äußerst langweilig!" — „Hört, Kinderchen!" sagt darauf Herr Barbeau wieder, „wir sind nicht auf das Land gegangen, um uns zu langweilen und um zu lamentiren, da der Kutscher sich geirrt hat, was ja Jedem begegnen kann, so wollen wir den Fehler wieder gut machen und wollen nach dem Wäldchen von Romainville gehen. Es ist ganz in der Nähe, wahrscheinlich finden wir dort, was wir hier verfehlt."

„Nur nicht nach Romainville," sagte Grigou, „dort habe ich mich in meinem ganzen Leben noch nicht amüsirt."

„Immer der Wiedersprecher! Grigou, Sie sind

ein wahrer Friedensstörer! — Wir gehen nach Romainville. Dort ist's ganz herrlich."

Man geht jetzt fort. Der Weg führt etwas aufwärts über eine kleine Brücke; man befindet sich auf freiem Felde, bemerkt schon in ganz geringer Entfernung das Wäldchen von Romainville. — „Seht, Kinderchen, dort das herrliche Wäldchen!" — „Ach, Väterchen, wie schön, wie herrlich! — Und dort das schöne Eselchen! — Väterchen, laß mich auf dem Eselchen reiten!"

„Das war ein guter Gedanke! Ja, Alexanderchen, das nenne ich einen guten Einfall! — Auf dem Lande muß man sich amüsiren. Also Esel herbei. Giebt es etwas Ländlicheres, als eine Eselsparthie? Auf! auf! holla! he! — Esel herbei." — So sagte der Vater.

„Ei, was denken Sie, Herr Barbeau!" entgegnete Madame. — „Wir sollten auf Eseln reiten? Ich thue so etwas nimmermehr und Leonore darf es auch nicht. Soll mich die Welt auslachen?"

„Niemand wird Dich auslachen. Wir sind ja auf dem Lande und nicht auf den Pariser Boulevards. Esel herbei! — Sie, lieber Grigou! werden zu Pferde steigen. Ich möchte sie einmal reiten sehen."

„Seit wie lange bin ich auf keinem Pferde gewesen! — Es geht nicht! — Warten Sie doch! — Ja, ja! — es war am Tage — ich glaube — ja,

ja — das muß ich Ihnen erzählen. Ich ging des Morgens —"

„Ja doch, ja doch, lieber Grigou! — davon wollen wir aber jetzt Nichts hören. Wir wollen lustig seyn. — Esel und Pferde herbei!"

Herr Barbeau läßt zwei Esel satteln, auf den einen steigt Leonore, auf den andern der kleine Alexander. Darauf kommen zwei Pferde herbei; Grigou soll auf das eine. Er widersteht; er macht Einwendungen; er befürchtet einen schlimmen Ausgang; Barbeau hört auf Alles nicht, zwingt das Männlein auf das Roß, schwingt sich selbst auf den Sattel und die Cavalcade setzt sich in Bewegung. Madame Barbeau, die diesmal dem Manne nicht nachgegeben hat, geht hinter dem Zuge her, so wie auch der Maler, der immer noch nach einem Point de vue sucht. Die Reiter gewinnen bald einen Vorsprung. Jetzt kommen sie auf einen etwas abschüssigen Pfad; Herr Barbeau setzt sein Pferd in einen kleinen Trab; Grigou muß folgen. Zwar schreit und tobt und lamentirt er; aber er muß folgen. — „Ich breche den Hals! — Halten Sie ein, lieber Barbeau! um des Himmels willen!"

„Ei was? Wer wird so furchtsam seyn! Auf dem Lande muß man sich belustigen." — Paff, da lag der arme Grigou!

„Das habe ich mir gleich gedacht, als ich aufstieg!" rief Grigou. „Zu Hülfe! zu Hülfe! — Ich bin schwer verwundet. Hol' der Teufel die ver-

wünschte Reiterei und das Wäldchen von Romainville und die ganze Landparthie dazu! Verdammter Miethklepper!"

Herr Barbeau trabte herbei und fragte lachend: „Nun, was giebts, Freund Grigou? — Ich glaube, Sie sind gefallen?"

„Ja, ich bin gefallen und habe mir alle Knochen zerbrochen."

„Sie sind ein schlechter Reiter. Wer wird vom Pferde fallen!"

„Ei zum Teufel! das Pferd ist ja gestürzt."

„So hätten Sie es besser halten sollen. Wer wird denn ein Pferd stürzen lassen. Doch ich sehe, Freund Grigou, Sie haben sich nicht verletzt; steigen Sie also wieder auf. Wir sind auf dem Lande und wir wollen uns belustigen."

„Da belustige sich der Teufel, wenn man vom Pferde stürzt! Ich steige nicht mehr auf. Ich führe mein Pferd lieber am Zügel."

„Sie sind nicht nur ein schlechter Reiter, sondern auch dazu noch ein Feigling. Doch wir haben jetzt genug geritten und wir wollen die Damen wieder aufsuchen. Sodann müssen wir eine andere Art, uns zu belustigen, finden. Auf dem Lande muß man sich amüsiren und seine Belustigungen muß man recht abwechselnd, recht mannichfaltig zu machen suchen."

Sie kehren darauf nach dem Wäldchen zurück.

„Ah ça!" ruft plötzlich Barbeau, „was seh' ich dort! Sehen Sie dort!"

Dort aber stand im Grase ganz ruhig ein Esel, und neben dem Esel, auch im Grase, lag ein weibliches Wesen, deren Kleidung ein wenig in Unordnung gera thenwar. — „Ach, das ist ja ein ganz allerliebstes Genre-Bild! Schade, daß unser Bellefeuille nicht da ist; hier gäbe es etwas zu skizziren."

Grigou holte eben seine Brille hervor, um das Genre-Bild genauer in Augenschein nehmen zu können, als plötzlich Madame Barbeau hervorsprang und rief: „Ach, Leonorchen! hast Du Dir wehe gethan? Ach Gott, mein liebes Leonorchen!"

„Es hat Nichts zu sagen!" rief Leonorchen. Madame Barbeau zog die Kleider wieder abwärts; der Vater kam herbei.

„Es fehlt Dir also Nichts, Nonorchen?"

„Gar Nichts, Papachen!"

„Also Alles wieder in Ordnung, Nonorchen?"

„Alles, Papachen!"

„Gut, gut, Kinderchen! Aber wo ist der Maler?"

„Er sitzt im Walde und skizzirt."

„Il n'y a pas de mal. Auf dem Lande muß man sich amüsiren," sagte der Vater.

Jetzt kam der junge Maler herbei. Madame Barbeau gab ihm den Auftrag, die Pferde und Esel zu den Verleihern zurückzugeleiten. Der Auftrag war ihm eben nicht sehr angenehm; aber er mußte ihn vollstrecken und wendete also Nichts ein,

sondern bestieg ein Pferd, nahm das andere beim Zügel, kuppelte die Esel zusammen und trabte fort, nachdem er noch einen schmachtenden Blick auf Leonore geworfen hatte. Der Papa Barbeau sah ihm lachend nach und rief: „Wahrhaftig, Bellefeuille! Sie sehen aus, wie ein falscher Franconi."

„Nun, Kinderchen, was treiben wir jetzt? Auf dem Lande muß man sich amüsiren! Habt Ihr etwa Appetit? Zwar ist es noch sehr frühe, aber —"

„Aber — aber es ist doch Zeit," meinte Grigou. „Freilich, Herr Barbeau, wenn man so gut gefrühstückt hat, wie Sie, so kann man es schon aushalten."

„Sie reden auch immer von der Essenszeit, liebster Grigou. Indessen will ich Ihnen diesmal nicht wiedersprechen. Kommen Sie, wir wollen sehen, wo wir etwas zu Essen auftreiben. Madame, erwarten Sie uns mit der Gesellschaft hier. Sobald wir den Zweck unserer Reise erreicht haben, holen wir Sie wieder ab."

Madame Barbeau, Leonore und Alexander setzten sich wieder und plauderten, während die Männer auf die Entdeckungsreise ausgingen. Sie traten bei einem Restaurateur ein. Barbeau, mit dem geübten Blicke eines Parisers, bemerkt zwar sogleich, daß hier kein Tortoni hause, doch fragte er: „Mein Herr, können wir bei ihnen ein feines Diner einnehmen?"

Der Speisewirth war, wo möglich, ein noch

größerer Schwätzer, als Barbeau. Er fing an, zu erzählen, warf Eins in's Andere, prahlte, erzählte von seiner Kochkunst, daß er dieses und jenes Plat zu bereiten verstände, daß er diese und jene Sauce erfunden habe, daß — daß u. s. w. — Unser Freund Barbeau stand wie auf Kohlen; Grigou ward auch ungeduldig und trippelte mit den Füßen; der Restaurant schwatzte immer fort und überschüttete die beiden Herren mit einem Strome von Worten. Endlich riß dem lieben Barbeau die Geduld und er rief: „Herr, glauben Sie, ich sey hierher gekommen, um von Ihnen die Kochkunst zu erlernen? Was liegt mir an all Ihren Erfindungen, Sauçen, Fricandeau's, Compots, Gelee's, Confitüren, Rognons, Ortolan's u. s. w. Ich frage Sie: Was haben Sie zu essen? — Darauf verlange ich Antwort, Herr! Alles Andere schenke ich Ihnen. Also bleiben Sie bei'm Texte, Herr!"

„Herr, was wollen Sie? In welchem Tone reden Sie mich an? Habe ich Sie beleidigt? Ich stehe Ihnen zu jeder Art von Erklärung bereit, Herr! Ich bin Franzose, freier, selbstständiger Franzose."

„Zum Teufel, Herr! Was wollen Sie? Wollen Sie mir gar ein Duell an den Hals werfen? Ich bin heute nicht auf's Land gegangen, um mich zu duelliren. Auf dem Lande muß man sich amüsiren, nicht die Hälse brechen."

„Herr, Sie reden in sehr beleidigenden Worten!"

„Das sollte mir leid thun. Ich bin ein Pariser, und ich weiß recht gut, was ich rede. Sie können uns kein Diner geben. Da sind wir schon geschiedene Leute. Leben Sie wohl!"

Sie entfernten sich. Der Speisewirth rief ihnen nach: „Ich bin bereit, Ihnen alle erforderliche Satisfactionen zu geben!" Barbeau lachte und sie kamen zu den Damen zurück. „Lustig! lustig! Kinder. Wir haben heute allerliebste Abenteuer. Aber das ist nun einmal nicht anders! Auf dem Lande muß man sich amüsiren. Lustig, Kinder! — wir werden nicht verhungern. Aber seht Ihr denn alle in die Luft hinein?" — „Ach! sieh' doch, Vater, dort unten die schönen Nüsse auf dem Baume. Soll ich hinaufklettern?" — „Nein, Alexander, deine Hosen sind ja schon genug zerrissen." — „Vater, schlage uns doch ein paar Dutzend Nüsse von dem Baume herunter," bat Leonore. — „Grigou, mein Freund, holen Sie den Damen doch die verlangten Nüsse; Sie sind doch sonst so galant." — „Holen Sie die Nüsse selbst, Barbeau!" — „Allons, Grigou! Point de Façon! Faites de galant!" — „Ich verstehe das Nußholen nicht, Herr Barbeau!" — „So lernen Sie es!" — „Die Nüsse zu stehlen, ist verboten." — „Ueberspringen Sie das Verbot." — „Man könnte mich auf frischer That ertappen!" — „Allez-donc, Grigou! Qu'est ce que cela fait? Il faut s'amuser à la campagne."

Grigou geht, um den Damen Nüsse zu holen;

es ist dies zwar eine ärgerliche Commission, aber er benimmt sich wie ein Philosoph und denkt: „Lieber will ich doch noch Nüsse abschlagen, als die langweiligen Geschichten dieses Schwätzers anhören.“ Herr Barbeau streckt sich in's Gras neben den Maler, welcher eben mit Zeichnen beschäftigt ist. Barbeau sagt darauf: „Wenn ich ein Maler wäre, so würde ich jedes Original abzeichnen, das mir vorkommt.“

„Aber bedenken Sie, Herr Barbeau, daß das nicht leicht ist, daß auch nicht Alles Tableau macht, daß ferner —“

„Lassen Sie mich doch ausreden! Ich will Ihnen eine Idee entwickeln. Ich habe schon viele glückliche Ideen in meinem Leben gehabt; ich habe oft einem Schriftsteller den ersten Gedanken zu einem Buche gegeben und diese Bücher fanden immer Beifall, machten oft selbst Furore.“

„Aber ein Buch ist auch keine Zeichnung.“

„Warum unterbrechen Sie mich schon wieder? Man kann doch bei Euch jungen Leuten kein vernünftiges Wort reden. Sehen Sie nur um sich her! Hier haben Sie auch Paris, aber es ist Paris auf dem Lande.“

Herr Barbeau ergoß sich hierauf in einen Strom von Redensarten über die Freuden der Beschauung seiner Originale, die sich selbst in dem kleinsten Dorfe vorfänden, und ließ den Maler, der ihm mancherlei Einwendungen machen wollte, nicht

zu Worte kommen. Barbeau war in dieser Beziehung eben so unermüdlich, als unerschöpflich.

Während Herr Barbeau in seinen Plaudereien vertieft war, hatte sich Grigou nach dem Nußbaum begeben, hatte angefangen, mit Steinen hinauf zu werfen, und war bereits Besitzer von einem halben Dutzend Nüsse geworden. Er stellte sich aber sehr unbeholfen an und von sechs Steinen, die er warf, traf kaum einer.

Grigou ärgerte sich nicht wenig, wenn seine Steinwürfe neben das Ziel flogen; er war eben durch Uebung so weit gekommen, ein wenig besser zu treffen, als plötzlich ein kleiner Mann hinter einem Baume hervortrat. Es war ein Feldjäger, welches das Schild von Messing auf seiner Brust anzeigte; er faßte unseren Grigou beim Kragen und sagte: „Sie sind mein Arrestant! Fort in's Gefängniß, Herr Pariser." — Grigou suchte sich zu entschuldigen; er will sich losmachen; er sagt, es sey nur ein Scherz gewesen; aber der Feldjäger, der in der Woche immer eine Spitze und am Sonntag immer einen Rausch hat, läßt ihn nicht los. Jetzt kommen viele Bauern herbeigelaufen, die Alle den Arrestanten sehen wollen und die sich freuen, daß es wieder Gelegenheit giebt, einen Pariser zu verhöhnen. Man liest in den Büchern gar viel von idyllischen Bauern und von ihren Tugenden; aber in der Wirklichkeit findet es sich ganz anders und die Bauern haben dieselben Fehler, wie die Städter,

nur in anderer Form. Da der Lärmen immer ärger wurde, so drang er auch zu den Ohren des Herrn Barbeau, welcher darauf eilig herbeikam. Er sah sogleich, um was es sich hier handle, und sagte zu den Bauern: „Warum macht Ihr um eine Kleinigkeit so viel Lärm? Wollt Ihr am Ende gar so närrisch seyn und den braven Mann hier um Geld strafen, weil er ein paar Nüsse herabgeworfen hat? Seyd klug und laßt ihn laufen." — Herr Barbeau übergoß nun Alle mit dem Strom seiner Rede; er wandte sich hier und dort hin; er ließ Niemanden zu Worte kommen; er suchte aus der ganzen Sache einen Spaß zu machen. — „Da habt Ihr ein Fünf-Frankenstück, geht nach Haus, Kinderchen."

Der Auflauf der Bauern wird immer größer; Alle rufen: „Fort mit dem Pariser! Führt ihn zum Maire!" — „Aber was wollt Ihr so bösartig seyn, lieben Leute," sagt Barbeau. „Ist es nicht lächerlich, wegen einer Hand voll Nüsse so viel Aufsehen zu machen? Ihr verdient das ganze Jahr hindurch so viel Geld von den Parisern; Ihr solltet ja wahrhaftig die Städter auf den Händen tragen; Ihr solltet es Ihnen erlauben, wann sie zu Euch auf's Land kommen, daß sie in Eueren Gärten und Feldern schalteten, als sey es ihr Eigenthum. Was wäret Ihr ohne die Hauptstadt? Was wolltet Ihr mit den Erzeugnissen Eures Bodens anfangen, wenn wir sie Euch nicht abkauften?" — „Ha! ha! ha! Wir würden sie selbst verzehren; — wir würden

dann nur so viel der Erde abgewinnen, als wir gerade brauchen, und dabei würden wir weit weniger Arbeit haben." — „Aber man hat doch noch gar viele andere Bedürfnisse, und man braucht doch Geld."

Endlich setzt man sich in Bewegung; denn der Feldjäger und die Bauern bestehen darauf, daß der Arrestant zum Herrn Maire gebracht werde. Barbeau geht an der Spitze des Zugs und hat einen so stolzen Gang und ein so ernstes Gesicht, daß man meinen sollte, die Andern alle seyen seine Arrestanten. So ist der Pariser. Wenn ein ungünstiger Vorfall einmal da und nicht mehr zu vermeiden ist, so fügt er sich hinein und macht aus dem Ernste einen Spaß. Man kommt nach Romainville, wo aber nichts zu sehen ist, was einem ländlichen Feste gleicht. Der Zug wächst immer mehr an und auch die Kinder des Dorfes laufen schreiend und jubelnd hinten nach.

Man geht zum Herrn Maire. Barbeau hat auf dem ganzen Wege immer gesprochen und dem Feldjäger ist es beinahe Angst geworden, indem er glaubte, er habe vielleicht gar durch die Arrestation des Nußabmachers einen dummen Streich gemacht und dieser sey vielleicht ein vornehmer Herr; es gereuet ihn fast, den Grigou arretirt zu haben. Auch den Bauern wird es bang; denn sie denken, Barbeau, der immer schwätzt, sey wohl ein Advokat und werde bei dem Maire vielleicht gar Recht bekommen, da die Advokaten ja immer das Recht zu behaupten wissen. Man kommt bei dem Maire an, welcher aber nicht zu Hause

ist, sondern sich bei dem Vetter Anton im Wirthshause befinden soll, wohin man ihn gerufen habe, daß er einen Streit zwischen zwei Betrunkenen schlichte.

„So wollen wir zum Vetter Anton gehen," sagte darauf Barbeau. „Ich muß mein Recht haben; wenn man mich oder meine Freunde arretirt, so will ich auch wissen warum? Man hat diesen Herrn festgenommen; man hat ihn an seiner Ehre beleidigt; man hat ihn wie einen Missethäter behandelt; nun soll man ihm auch das Urtheil sprechen. Das Recht soll und muß an den Tag kommen. Ein Pariser Bürger läßt sich nicht ungestraft beleidigen."

Diese Worte sprach Herr Barbeau mit so viel Ausdruck und Würde, daß es den Leuten immer mehr bange wird und daß sie wirklich schon glauben, Unrecht zu haben; auch fängt es Ihnen an, langweilig zu werden, die schöne Zeit mit Herumlaufen zu verlieren. Während Herr Barbeau die Angelegenheit seines Freundes auf diese Weise leitete, hatte seine Frau in dem Dorfe unter einem Baum Platz genommen und die ganze Landparthie aus vollem Herzen verwünscht. Der Maler zeichnete den Eingang eines Ochsenstalles ab und liebäugelte dazwischen mit der schönen Leonore. Man kam darauf in dem Wirthshause bei dem Vetter Anton an, welcher eben einen herrlichen Wein verzapfte. „Wo ist der Maire!" ruft Barbeau. „Er ist so eben wieder weggegangen und wird in der Mairie seyn, wo er einen Streit über ein Ackerstück zu schlichten hat." — „Laßt uns

auf die Mairie gehen! Ich will mein Recht haben und ich bestehe darauf. Ein Pariser Bürger läßt sich nicht beleidigen." Der Feldjäger und die Bauern haben schon Platz genommen und lassen sich Wein einschenken, und Einer sagt, sich zu Grigou wendend: „Zahlen Sie uns ein paar Flaschen und gehen Sie dann Ihres Weges! Da wir den Maire nicht finden, so wollen wir nicht weiter herumlaufen und dieses Mal Gnade für Recht ergehen lassen." — „Das kann nicht stattfinden," sagt Barbeau, „ich liebe nicht, daß man mich begnadigt; das Gesetz soll entscheiden und die Uebelthäter müssen bestraft werden. Ich war von jeher ein Feind aller Willkür." — „Gehen Sie zum Teufel mit Ihrer Willkür!" ruft Grigou, ganz außer sich vor Zorn. „Sie sind an all dem Unfug Schuld und wollen sich nun auch den Spaß noch machen, mich eingesteckt zu sehen. Hole Sie der Teufel mit Ihrer ganzen Landparthie! Ich gehe jetzt keinen Schritt mehr von der Stelle und wenn Sie durchaus zum Maire wollen, so gehen Sie hin in des Teufels Namen. Diese Herren haben mir meinen Fehler vergeben und somit ist mein Prozeß zu Ende. Ein Narr, wer mehr verlangt." Die Bauern und der Feldjäger lachen und trinken auf die Gesundheit des Herrn Grigou.

Nachdem Herr Grigou sich noch einige Zeit lang mit seinem Freunde Barbeau gezankt hatte, vereinigten sie sich endlich in Friede wieder. Herr Barbeau ließ Wein, Herr Grigou Kuchen herbeibrin-

Bayerische Staatsbibliothek München

gen. Man trank, ward lustig und guter Dinge, brachte Gesundheiten aus und vergaß Alles Vergangene.

Barbeau verwendete hierauf den ganzen Strom seiner Beredsamkeit, um der Gesellschaft begreiflich zu machen, daß man jetzt nach Bagnolet gehen müsse, wo heute, wie er eben gewiß erfahren hatte, Kirchweih gehalten werde. Alle Einwendungen halfen nichts und der Zug, Herr Barbeau an der Spitze, setzte sich abermals in Bewegung. Alle außer ihm verwünschten die fatale Landparthie. In Bagnolet kam man nun aus dem Regen in die Traufe. Man fand nur magere Kost und das Gedränge und Gelärm der Bauern waren betäubend. Je toller es herging, desto munterer wurde Herr Barbeau; schließlich kam es noch zu Prügeleien, welche von Paul de Kock mit köstlicher Laune beschrieben werden. Neue Verwünschungen der Landparthie, nur Herr Barbeau bleibt unerschüttert und amüsirt sich doch. Endlich dachte man an die Rückreise, trat dieselbe zu Fuß an und kam glücklich an die Barrière. Barbeau aber sagt: „Kinderchen, Ihr versteht Euch nicht auf die Landparthien. Ein ander Mal wird es besser gehen. Man muß sich an Alles gewöhnen."

Gegen Mitternacht trafen sie ermüdet zu Hause ein.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagner, Wilhelm

Novelletten Nach d. Franz

Frankfurt a. M. 1845

P.o.germ. 2069 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10129746-6